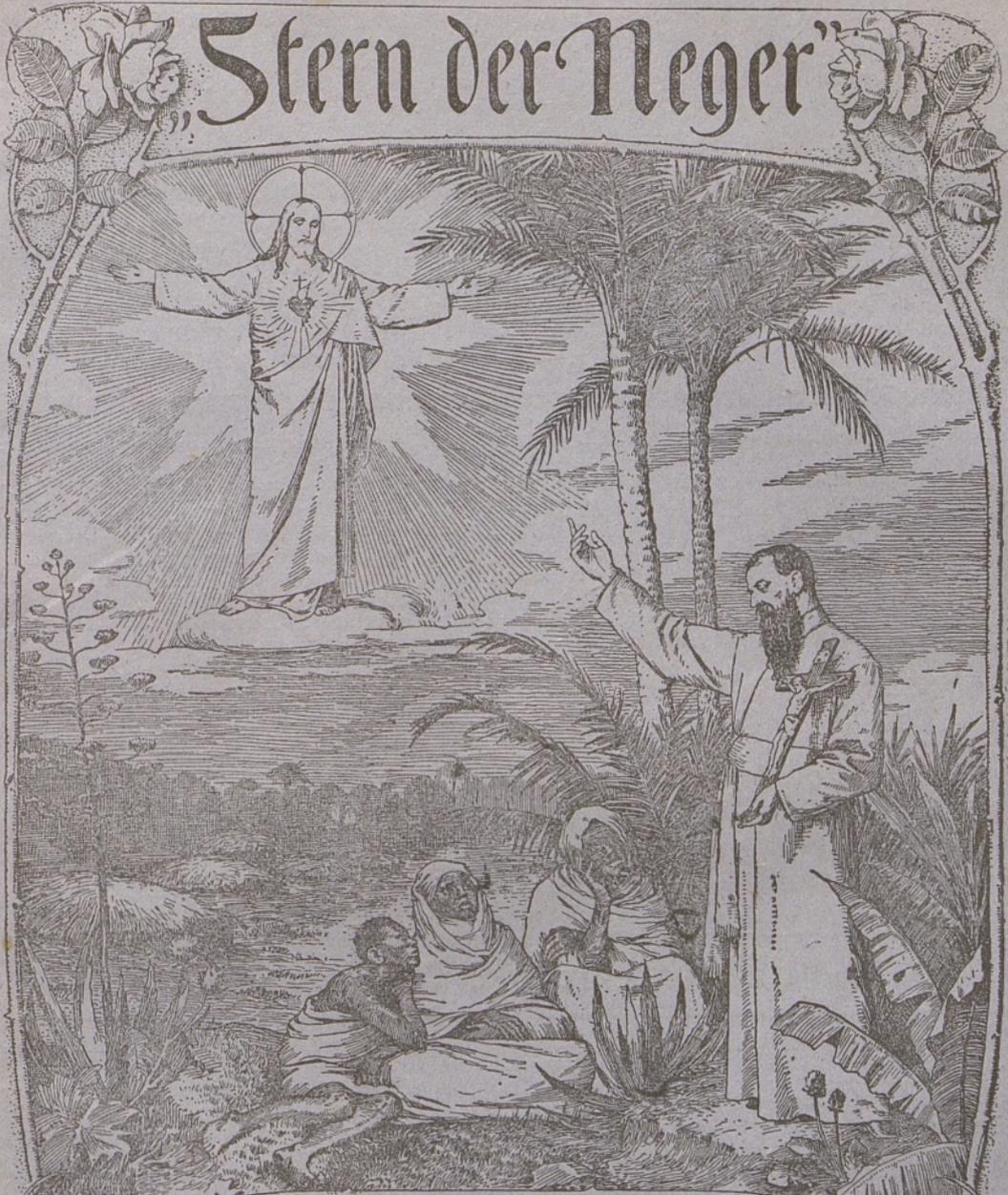


Stern der Neger



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

Inhalt:

Erfowit 193. — Besuch der Christen zu Kaffala (Schluß) 197. — Aus dem Missionsleben: Acht Tage im Wald 205. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten (Fortsetzung) 209. — Verschiedenes: Allerlei aus Khartum 215. Ein neuer „Religionsstifter“ 216.

Abbildungen: Gruppe von Sommerhäusern in Erfowit. — Erfowit mit der Bergspitze Sela. — Erfowit aus der Vogelschau. — Unser Lager im Wald. — Schlafende Schillut.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Frau **Barbara Plattner** (Schwarz); Hochw. H. Professor **Theodor Wieser** (Neustift); Frau **Theresina Stofella** (Albeno); Hochgeb. Baroness **Marie von Hobe** (Brixen); Hochw. Geissl. Rat Dechant **Josef Baur** (Lienz); Herr **Bartholomäus Ofler** (Egenhausen); Hochw. H. **Fr. Mandelicek** (Reisnigg); Frau **Elisabeth Grözing** (Wilsbiburg).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Gebetserhörungen und -Empfehlungen liefen ein aus: Feistritz — Graz — St. Kreuz — Kastelruth — Deß — Salzburg — Thannstetten — Traunviertl — Wien — Windisch-Matrei — Winklern.

Dem heiligsten Herzen Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria, dem heiligen Josef sei ewiger Dank gesagt für erlangte Gnaden — daß ein Kind dreimal von einer schrecklichen Krankheit durch die Fürbitte des heiligen Josef geheilt wurde — für Hilfe in einem Anliegen eines Studenten.

Man bittet ums Gebet: in zwei großen Anliegen — um Hausfrieden — für einen großen Sünder — in einem wichtigen Anliegen — in Berufsangelegenheiten — in vielen anderen großen und schweren Anliegen. — Im Falle der Erhörung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

Abonnements-Erneuerungen.

Vom 10. Juni bis 10. August 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert:
28 93 217 581 593 647 648 703 779 866 959 1133 1158 1209 1214 1250 1442 1451 1507 1572 1646
1657 1735 1865 2296 2619 2851 2964 3000 3149 3378 3541 3622 3683 3695 5076 5245 5371 5398
5424 5449 5640 6384 6449 6470 6633 6650 6751 6930 6934 6953 7280 7297 8034

Briefkasten der Redaktion.

Aus **Elb.** schreibt man uns: „Schicke Ihnen Nr. 15, von denen Nr. 4 Abonnement für „Stern der Regier“ ist, das Uebrige für die Mission. Ich freue mich jedesmal, wenn ein neues Missionsheft von Ihnen kommt, so interessant ist es geschrieben. Es begeistert uns auch in der Ferne für Ihre unermesslichen Missionsgebiete. Ich halte eine ganze Menge Missionszeitschriften, aber die Ihre gefällt mir am besten. R. R.“

J. L. in U. Brief und Andenken erhalten. Dank. Auf Wiedersehen! Noch fraglich; das zweite Heft verwenden Sie nach Belieben. Fröhlichen Ferienluß!

L. S. Vergelt's Gott! für den Ferienbeitrag. Wurde nach Wunsch erledigt.

P. C. Beitrag erhalten. Wegen Raummangel erst später veröffentlicht. Privatgymnasium gibt's dort keines. Herzlichen Gruß aber aus der Heimat (Mutter, die Uebrigen auf der Alm).

Nach M. Exerzitien hier; gewöhnlicher Termin. Generalkapitel beginnt am 3. Oktober.

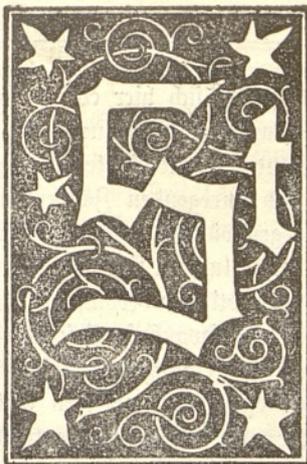
R. in O. Karte erhalten samt Briefmarken. Größere Quantitäten auf einmal schicken, rentiert sich besser. Redaktionsluß 15. August.

Gaben-Verzeichnis vom 10. Juli 1909 bis 10. August 1909.

In Kronen.

Amberg Sch. 6.—; Buchenstein M. d. T. 3.—; Brixen F. M. 40.—; Cortina Def. A. P. 10.—; Elberfeld R. R. 5.31; Feistritz P. S. 2.—; Feldthurns M. S. 100.—; R. 100.—;

Graz F. L. 5.—; Hartkirchen F. C. 2.—; Hittisau W. M. 3.—; Innsbruck F. S. 20.—; Kl. Heinrichschlag A. S. 3.—; Lasberg R. R. 10.—; Layen Pf. S. C. 20.—; Willand R. R.



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu.“

(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der „Söhne des hl. Herzens Jesu“ und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben. Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk 3 Fr. für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen. Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt! Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wien.

Heft 9.

September 1909.

XII. Jahrg.

Erkowitz.

Bericht des hochw. Bischofs Franz Faver Geyer.

„Fi Erkowitz fatahu bosta. Ma scha allah, el inglizi schater!“ — „In Erkowitz eröffneten sie eine Post. Bei Gott, der Engländer ist tüchtig!“ So klang es an mein Ohr, als ich in der Woche vor Pfingsten in Begleitung des Oberen von Port Sudan, Hochw. P. Henkel, in der Marktgasse zu Suakin an einer Kaffeebude vorbeisritt. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalte hier in Erkowitz kann ich dem unbekanntem Kaffeehausgast in Suakin bestätigen, daß hier nicht nur ein Post-, sondern auch ein Telegraphen- und Telephonamt besteht, sowie daß die Engländer tüchtige Leute sind, ausgezeichnet durch einen hellen Hausverstand, das Rechte zu treffen und durch praktisches Talent es in die Tat umzusetzen.

Erkowitz ist eine Sommerfrische des Sudan und verdankt seine Entstehung den Engländern. Der Gedanke einer Sommerfrische datiert allerdings schon aus vorenglischer Zeit. Suakin

am Roten Meere war im Sommer von jeher das, was es heute noch ist, ein russisches Dampfbad. Man schwimmt dort in seinem Schweiß. Weniger die Hitze ist die Ursache als der vom Meere bedingte hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Zur Zeit der Windstille wölbt sich bleiern der dunstige Himmel und regungslos brüht das Meer. Wie ein Vampir legt sich die Schwere der Luft um die Glieder und preßt aus allen Poren den Schweiß. Das hat schon vor Dezennien die Fremden auf die Höhen der Bergkette getrieben, welche landeinwärts parallel mit der Küste zieht. Das Bergland von Sinka war damals Sommerfrische von Suakin und wird noch heute als Sommerfrische II. Klasse weitergepflegt. Der Wunsch, einen schöneren und billigeren Ort als Erkowitz zu finden, führte mich auch dahin. Von der Station Summit gingen wir die 10 Kilometer bequem in 1½ Stunden. Da liegen einige

Hundert Hütten von Nomaden in einem weiten Talkessel zerstreut. Eine fade Sandebene, umrahmt von langweiligen Bergzügen, Platz genug für Herden und Hirten, aber keine Sommerfrische für Europäer. Von der Neugierde kuriert und für Erkowit begeistert, bestiegen Br. Tagol und ich schleunigst zwei Kamele und entflohen unter den Strahlen der sengenden Mittagssonne aus dem erhitzten Kessel.

An seinem herrlichen Hafen wächst Port Sudan in demselben und noch höherem Maße, als Suakin abnimmt, hat aber ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse. Daher die Notwendigkeit einer Sommerfrische. Da haben sich die Engländer ganz nach ihrem System des Klassenunterschiedes Erkowit als Sommerfrische ersten Ranges erwählt. An erster Stelle für Gäste vom Roten Meere berechnet, steht es gastlich auch solchen des übrigen Sudan offen. Daß das Bedürfnis besteht, darüber nur eine Andeutung.

Der Sudan der subtropischen Zone hat wenig oder gar keinen Regen, so daß hier das Thermometer im Sommer selten unter 30 Grad Celsius fällt, am Tage fast stets über 40 Grad Celsius steigt und oft 47 Grad Celsius erreicht, während in der südlichen oder Regenzone sich ein Maximum von 30 Grad Celsius und ein Minimum von 15 Grad Celsius ergibt. Diese trockene Hitze ist zwar weit erträglicher als die feuchte des Roten Meeres; aber eine Sommerfrische ist doch eine Wohltat. Für Europäer der Gegend zwischen Khartum und Wady Halfa bedeutet Erkowit ebenso eine Sommerfrische wie für einen Münchener oder Wiener die Alpen. In dieser Welt ist alles relativ. Erkowit ist eine Sommerfrische, aber eine afrikanische. Von einer europäischen unterscheidet sie sich ebenso wie Europa von Afrika. Wer blumengeschmückte Wiesenründe und schattige Waldeshänge, knospende Gärten und duftige Auen, rieselnde Brunnen und goldene Ahrenfelder, schmeichelnde Frühlingslüfte und

weiche Düfte sucht, findet sich hier ebenso betrogen, als wer Luxus und Bequemlichkeit, teure Zerstreung und lärmende Unterhaltung, weltlichen Genuß und anregenden Zeitvertreib erwartet. Wer hingegen wünscht, das Dampfbad Fortsudan und den Glutofen Khartums mit frischer Höhenluft, städtischen Komfort mit einfachem Landleben und schwatzhafte Geselligkeit mit stiller Einsamkeit zu vertauschen, und diesen Tausch noch mit der einen oder anderen Entbehrung bezahlt, der wird von Erkowit entzückt sein. Höhenlage, Weltabgeschiedenheit und Ruhe sind dessen Vorzüge. Es ist kein Kurort, kein Sanatorium. Kranke und Leidende entbehren hier der nötigen Heilfaktoren sowie der etwa erforderlichen Hilfe und Pflege. Der fast ununterbrochene, oft heftige und ungestüme Wind, der gesetz- und regellos, ganz nach unberechenbarer Willkür, bald von dieser, bald von jener Richtung weht, ist alles mehr als kurgemäß. Eben dieser bewirkt neben der hohen Lage die relative Frische. Nach unserem Maßstabe ist es unter 10 Grad kalt, unter 20 Grad frisch, unter 30 Grad angenehm, unter 40 Grad warm, über 40 Grad Celsius heiß. Hier in Erkowit schwankt die Temperatur zwischen 17 und 36 Grad Celsius, was ganz annehmbar ist. Gute Kuh- und Ziegenmilch ist nach Wunsch vorhanden, frisches Gemüse in bescheidener Auswahl zu haben, frisches Fleisch täglich zu bekommen und sonstiges in einem Laden käuflich. Wer mehr verlangt, kann es kommen lassen.

Nun in einigen Federstrichen das Bild der Landschaft; dieses bildet den besten Hintergrund zu einer Schilderung der Sommerfrische.

Erkowit ist die Schweiz des Sudan. Hier weist der Gebirgszug, der dem Roten Meere parallel läuft, seine höchste Erhebung (3800 Fuß über der See) auf. In einem Umkreise von 2 bis 3 Stunden im Durchmesser steigen Felsenkegel und Hügel, Berggrücken und sanfte Wellungen aus der Talsohle auf und gruppieren sich in amphitheatralischer Anordnung um den

isoliert aufragenden Sela (4200 Fuß). (Siehe Bild Seite 199.) Die Abstände zwischen den Erhebungen füllen Täler und Bachniederungen, schroffe Klüfte und leicht geschwungene Hügelzüge aus.

Der ganze, besagte Umkreis ist bekleidet mit einer Vegetation von ganz eigenem Charakter, deren Grenzlinien ebenso scharf markiert hervortreten ~~wie etwa im Mittale die Scheide zwischen Kulturland und Sandwüste~~. Der grüne Teint hebt diesen Vegetationsbezirk wie eine lebensvolle Dase von dem düsteren Grau der anstoßenden, völlig nackten Steinberge ab und unterscheidet ihn vorteilhaft von anderen Bergzügen Nubiens mit ihrer anödenen Blöße und ihren sonnverbrannten Geröllflächen. Die Vegetation ist nicht so dicht, daß sie ununterbrochene Wiesenflächen oder zusammenhängende Haine bildet; das erlauben weder die Sandflächen der Niederungen, noch die Steinmassen der Höhen. Ganz lose und willkürlich keimen Gräser und Büsche. In den unteren Regionen vegetieren Mimosen, Binsen und gelbes Wüsten-gras. In den Mittalen scharen Weidenarten sich zu dichten Boskettis zusammen und an den Uferhängen leistet ihnen die Euphorbie, die hier Baumgröße erreicht, Gesellschaft. Unter den mannigfachen Akaziengesträuchen tritt die Schirmakazie tonangebend hervor und wechselt mit den Vertretern der Sukkulentengewächse, Aloen und Agaven. Der mächtigste Typus dieser Region ist der Drachenbaum mit seinen imposanten Blätterwedeln, in deren ewiges Frühlingsgrün das graubraune Einerlei der Sandsteppe ihre düsteren Schattierungen gemischt hat. Ihm gefällt sich als treuer Gefährte bei die Kandelabereuphorbie (siehe Bild Seite 198), die stehende Staffage dieser Landschaft. Vom zartesten Keimling, der mutterseelenallein wie eine dünne Osterkerze aufstrebt, bis zur riesigen Staupe, die, einem gewaltigen Kronleuchter gleich, ihre Hunderte von Armen ausstreckt, bedeckt sie Hügel und Hänge. In ihrem Marke rinnt Gift, der Saft des Todes,

der unaufhaltsam an ihrem Leben frißt, bis sie in sich zusammenbricht und vermodernd am Boden liegt. Das Fremdartige in der Erscheinung dieser ebenso kolossalen als hinfälligen Gewächse, welche den Habitus des amerikanischen Kaktus nachahmen, mutet uns gar sonderlich an und prägt der ganzen Gegend den Stempel bizarrer Wildheit auf. Zum Glück wird die ermüdende Einförmigkeit dieses kahlen, laublosen Giftstrauches belebt durch die Mannigfaltigkeit anderer Blättergewächse, die an Zahl und Schönheit zunehmen, je höher wir hinaufsteigen.

Wiesenflächen gestatten einen nur beschränkten Wuchs, da die Erdrume auf sandigem oder felsigem Boden eine geringe Mächtigkeit besitzt. Hingegen gedeihen Gräser und Buschwerk in überraschender Fülle und Pracht in den sanft geneigten Talmulden und an den zerrissenen Ufern der Regenbäche.

Da wechseln allein stehende Sykomoren mit lauschenden Hainen, zwergartige Sträucher mit lederblättrigen Feigenbäumen. Hier ringt sich frischgrüner Busch aus verkrüppeltem Unterholz empor, dort umklammert Staudendickicht stacheliges Strachwerk. Hier verlegen den Wegwilde Dornestrüppe, dort tun sich stämmige Bäume, von Lianen umstrickt, zu einladenden Lauben zusammen. Hier leuchten die dichtgeballten Blattmassen kleiner Bäume aus dem Halbschatten des Gehölzes hervor, grell abstechend von dem einförmigen Kolorit der anderen Buschgenossen. Es ist eine Ausnahme, daß sich eine kahle Euphorbie in den Blätterhain dieser Hochregion verirrt, wo sie mir vorkommt wie ein trauriger Extravagant inmitten lustiger Menschen. Nicht überschwengliche Fülle und Majestät der Formen als vielmehr eine ewige Frische und Lieblichkeit im ganzen Zuschnitt der Formen ist das Charakteristische dieses Hochlandbusches.

Lauter noch als die Vegetation der Wildnis preißt die künstliche Kultur der Gärten das Klima dieser Höhenlandschaft. In den beiden

Gärten der Regierung und des Antiflavereiamtes haben Liebe und Fleiß des Menschen wunderbare Erfolge erzielt. Da grünen in wohlgepflegten Beeten feine Salate, schmackhafte Gemüse, appetitliche Suppengewürze und andere Sorten von leckerem Grünzeug. Hier lachen purpurne und hellgelbe Paradiesäpfel, dort duften prächtige Limonen, hier reizen gefällige Äpfel zum Schmaus und dort prangen üppige Trauben an wuchernder Rebe.

Ein neuer, frischer Farbenton übersfließt die Gegend, wenn einige Tage nacheinander der Regen das Füllhorn seines Segens auf Berg und Wiesenplan ausgegossen und die schlummernden Triebe geweckt hat. Da webt neues Leben auf der Flur und im Busch. Hochrote Käfer schmücken zu Hunderten den Boden wie funkelnde Rubinen am Gewande der verjüngten Natur. Blümlein, so rein wie die Träne, die im Auge der Unschuld schwimmt, tauchen schüchtern auf. Aus dem dunklen Schoß des Busches leuchtet die keimende Knospe wie der verschämte Blick des Kindes. Kriech- und Schlinggewächse klimmen in enger Umarmung am Gebüsch empor, der Wildnis das Hochzeitskleid zu weben.

In die Reize der Vegetation mischt der Fels seine Schattierungen. Fast möchte man sagen, daß sein anmaßendes Hervortreten die Weichheit des Gesamtbildes untergräbt. Ein Mineraloge von nicht übertriebenen Ansprüchen würde da sicher befriedigt werden. Granit und Sandstein sind die vorherrschenden Gattungen. Melancholisch und düster liegen die sonnenbrannten Riesensteine der Klöße neben- und übereinander, dazwischen verwiterte Stücke haufen- und bündelweise aufgeschichtet. Dioritenmasse, Schieferrücken, Quarzgeschiebe, Kiesel- lager und Klingsteinadern treten allenthalben zutage. Wahrlich wunderbare Felsenmaskeraden, wie sie nur die Werkstatt des größten Bildhauers der Natur hervorbringt, fesseln den Blick. Man sieht sich Felskolossen von der ausgeprägten Form der Sphinx, des Elefanten-

leibes, des Katzenkopfes gegenüber. Wer weiß, ob nicht diese merkwürdigen Erscheinungen den alten Ägyptern und Athiopiern die Idee zur Bildung jener Figuren geliefert, die wir im Niltale bis nach Soba bewundern. Beispiele anderer Art des nimmermüden Schaffens der Elemente finden sich in den Kinksalen der temporären Gießbäche. Es sind sphäroidale und polyedrische Agglomerationen homogener und heterogener, organischer und anorganischer Substanzen.

Sand und Gras, Busch und Stein schaffen vereint das merkwürdige Bild von Erkowit. Geradezu wildromantische Partien erschließen sich in den tiefen Bergklüften am östlichen Gefenke gegen die Küstenebene hin. Eingeeengt von steilen, hoch hinauf mit wirren Dschungels bedeckten Bergwänden, haben Regenbette ihre zerrissene Bahn gegraben und sich mit undurchdringlichen Lianenlaubten bedeckt, die nie ein Sonnenstrahl erhellt. In diesen zerklüfteten Schluchten sammeln sich die Bergwässer und erzwingen sich als murmelnde Bächlein, von schattigem Buschwerk umstellt, den Ausweg zwischen und durch aufgehäuften Steinfelsen, Schnellen und Kaskaden in miniature bildend. In diesen Abgründen der Wildnis ertönt keines Vogels Sang und keines Insektes Summen. Da hält die verwilderte Natur den Atem an und unumschränkt triumphiert die souveräne Stille des Schweigens.

Wir steigen aus den Schlünden an die Sonne herauf. Am Wege singen und zirpen Heuschrecken und Grillen. Da huschen Rebhühner in hurtiger Eile durch das Gestrüppe. Im nächsten Dickicht empfängt uns fröhliches Vogelkonzert, in welchem der helle Sang der Amstel den Ton angibt. Vor uns vom Felsgehänge herab erschallt das heisere Krächzen schwarzer Raben, die in schwerfälligem Fluge das bemooste Gestein umkreisen. Gerade schwirrt ein flinkes Schwalbenpaar im Wetteifer des Fluges zwitschernd an uns vorüber, da ertönt neben uns das Gurren der Turteltaube aus

dem schützenden Busche. Beim Aufstiege zu unserer Wohnstätte auf niedrigem Hügel begrüßt uns der Fink mit seinem Sang, während der Allerweltsvogel eines Sperlings unsere Abwesenheit vom ländlichen Heim benützt, die Brosamen unter dem Tische aufzupicken, um dann, durch unsere unerwartete Ankunft überrascht, schnurstracks Reißaus zu nehmen, nicht ohne uns seinen Dank zuzuzwitschern und, am nächstbesten Steinkloß das Schnäbeleinwezend, zuguterletzt uns „Mahlzeit“ zu sagen.

Das Wild liebt nicht die Nähe des Menschen. Die schlanken Gazellen und fetten Hasen halten sich in respektabler Entfernung und den Schülern Nimrods bleibt nichts übrig, als sie in den unbewohnten Strichen aufzusuchen. Die Nacht führt häufig die vorhandenen Raubtiere, Hyänen und Schakale, in die Nähe der Wohnungen. Der Affe, neugierig wie immer, macht ungeniert seine Besuche, wohl nicht im instinktiven Triebe seiner größeren Ähnlichkeit mit uns, sondern seiner sprüchwörtlichen Naschhaftigkeit. Im Drange derselben umschleicht ein Tierlein fast

täglich die Küche. Wundersam nett und niedlich, überzugt es sich von der Abwesenheit des Koches, tritt dreist ein, trifft seine Auswahl, läßt es sich schmecken und versieht sich auch mit Proviant für den Rückzug. Meist verrät es der Schwanz, dessen enorme Länge in gar keinem Verhältnisse steht zum Leibe und noch weniger zum winzigen Köpfchen.

Auch die Insektenwelt hat sich auf diese Höhen gewagt. Heuschrecken und dickleibige Käfer von der Größe einer bescheidenen Maus hüpfen und kriechen überall. Mitunter sind es recht zierliche Arten. Unter diesen verdienen den ersten Preis für Farbenpracht die schon erwähnten Regenkäfer. Die gemeinsten Vertreter der Insektenwelt, die Fliegen, fehlen nicht an windstillen Tagen. Stechmücken sind die seltensten Gäste. Die Feinde der Insekten, die Eidechsen, rascheln überall in staunenswerter Anzahl und Farbenbuntheit. Ebenso gefährlich als die genannten harmlos sind Schlangen, über deren Bekanntschaft jedoch ich nichts berichten kann. (Schluß folgt.)

Besuch der Christen zu Kássala.

Bericht des hochw. P. Otto Huber F. S. C.

(Schluß.)

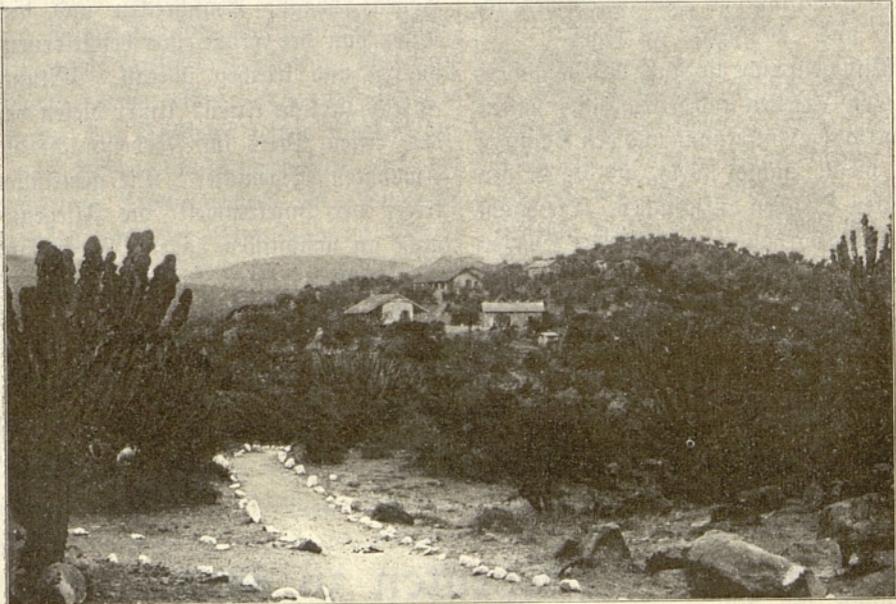
Kássalas Zukunft beruht entschieden auf dem Ackerbau. Dazu dienen vorzüglich die befruchtenden Wasser des Gießbaches Gajsch. Dieser entspringt den Bergen der Erythräa-Kolonie und ist in seinem Oberlaufe von Krokodilen belebt wie alle anderen Flüsse Abessinien's. Bald verlieren sich seine Wasser, womit ihn die Hochgebirge speisen, in den sandigen Niederungen. Bei der Charifzeit, wann nämlich in Abessinien starke Regenschauer niedergehen, fließen die Wasser hier bei Kássala vorüber und dann ist der Gießbach eher einem Flusse ähnlich. Ursprünglich mündete er in den Atbara-Fluß bei Adárama, wie auch auf allen alten Sudankarten angegeben

ist. Bei der vielen Erde, die er mitführt, ist nun sein Unterlauf versandet, so daß er selbst beim höchsten Wasserstande den Atbara nicht erreicht. Seit uralten Zeiten säen die Nomaden im Bette des Gießbaches und dessen Umgebung.

Der englischen Regierung, welche in ihrem praktischen Sinne aus allem Nutzen zu ziehen weiß, fiel der Vorteil dieser Wassermassen sofort ins Auge und sie beschloß, möglichst viel Gewinn daraus zu ziehen. Etwa $\frac{1}{3}$ Stunde vor Kássala, dort wo der Gießbach dem Chatmia-Berge ziemlich nahe ist, wurde quer durch sein Bett eine Mauer errichtet, ungefähr 1 Meter hoch, daneben nach links ein

Kanal und von diesem bis zum Berge ein Damm, weil das linke Ufer niedrig ist. Kommen nun die Regenmassen herangeströmt, so bildet sich daselbst ein ausgedehnter Wasserspiegel. Hat er die nötige Höhe erreicht, so öffnet man die Schleusen. Die Wasser ergießen sich durch den Hauptkanal in die zahlreichen Nebkanäle, die sich überall hin verzweigen, und befruchten das Erdreich. Ins

barere Gegend ist diejenige am Berge Chatmia und ist von Eljed Ali gepachtet worden. Die Ankunft der Regenwasser ist für die Bevölkerung von Kássala ein fröhliches Ereignis, das mit einem Festessen begangen wird; es hängt ja ein guter Teil ihrer Existenz davon ab. Die Jugend hat dabei eine ganz besondere Freude, sie wadet in den vollen Kanälen herum und fischt. Daß es hier Fische gibt, kann man sich



Gruppe von Sommerhäusern in Erkowit.

Im Vordergrund links und rechts stehen Euphorbien. In der Mitte des Bildes die Sommerhäuser mit Veranda.

Leben gerufen von dem feuchten Elemente, sprießt herrlich die junge Saat, entwickelt ein üppiges Wachstum unter dem Einfluß der afrikanischen Sonne und bringt reichliche Frucht, wenn keine schädlichen Elemente zum Vorschein kommen.

Sämtliche bebauter Erde um Kássala herum, d. h. die Ackerfelder beim Berge Chatmia, im ganzen 2000 Feddan (ungefähr 8400 ha), und diejenigen beim Berge Mukran, gegen 4000 Feddan, werden auf solche Weise bewässert. Die frucht-

leicht erklären, denn diese kommen vom Oberlaufe des Gießbaches her; sogar ein Krokodil wurde von oben herabgeschwemmt.

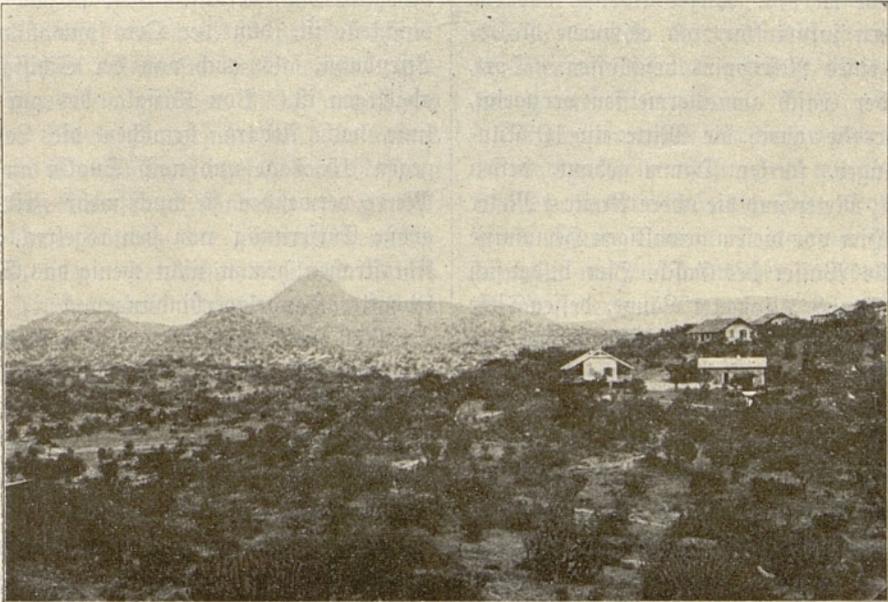
Alles Wasser, das der Gajch mit sich führt, kommt, wie erwähnt, von Abessinien her. Ist dort die Regenzeit stark, so dauert bei Kássala die Strömung drei volle Monate, d. h. Juli, August und September. Bisweilen sind aber dort oben die Niederschläge mäßig und in Verspätung und dann kommt natürlich wenig Wasser herab; hierauf herrscht

allgemeine Niedergeschlagenheit unter den Bäckern, denn der Wasserstand ist niedrig, unzureichend für alle Felder und dauert nicht lange an, d. h. nur $1\frac{1}{3}$ Monat.

Mitunter gehen aber in Abessinien wolkenbruchartige Regenschauer nieder und dann rauschen die Wasser heran mit tobendem Ungestüm. Vor zwei Jahren warfen sich die Regenmassen mit solch einem Anprall auf

Wasser unterschätzt und ihre Arbeit zu leichtfertig verrichtet hatten. Glück für diese, daß sie abwesend waren, sonst hätte sie der erbitterte Pöbel umgebracht.

Die Einwohner von Kassala konnten wohl dem Himmel danken, daß die Überschwemmung bei Tag stattfand, so kamen keine Schreckensszenen vor und die Leute konnten wenigstens das Leben retten. Was für eine



Erkowitz mit der Bergspitze Sela.

Rechts auf dem Bild stehen Sommerhäuser und bilden ein prächtiges Villenviertel. Im Hintergrund sieht man die teils mit Gesträuch bewachsenen, teils kahlen Berge. Die höchste Spitze Sela ist 1400 Meter hoch.

Kanal und Damm, daß beide zerbarsten, wie wenn sie ein Spielzeug wären. Mit donnerähnlichem Getöse stürzte sich die wilde Flut auf die Stadt und riß mit sich alles fort, was ihr in den Weg kam. Kassala wurde vollständig überschwemmt, ein großer Teil der Wohnungen fiel ein; hätten die Wasser noch um ein paar Dezimeter zugenommen, so wäre kein Haus stehen geblieben. Da gab es Wutausbrüche von seiten der Bevölkerung gegen die Ingenieure, weil sie die Kraft der

Panik und unsagbare Verwirrung wären entstanden, wenn das Unglück sich bei Finsternis zugetragen hätte; es hätte gewiß manche Menschenleben gekostet.

Ein großer Vorteil, natürlich auch zu Gunsten der Regierungskassen, war mit diesem ersten Stauwerke geschaffen; jedoch den Engländern war dies noch nicht genug. Viel Wasser, ja sozusagen das meiste, floß weg über das ein Meter hohe Stauwerk und blieb ohne Nutzen. Auch aus diesem Wasser dachten

sie einen Gewinn zu ziehen. Unterhalb Kássala, etwa 3 bis 4 Stunden nach Nordwesten, bei der Landschaft Gulisít, durchquert der Gasch, in viele Arme geteilt, ein höchst fruchtbares Erdreich. Wenn die Wasser vorüberfließen, wird die Ufergegend besät und bringt eine reichliche Frucht. Würde man nun hier ein Reservoir, d. h. ein Wasserbecken errichten, so könnte bedeutend mehr Ackerland bewässert und bebaut werden. Dieser Vorteil war den Engländern sofort klar und es wurde die Errichtung eines Reservoirs beschlossen. Dort, wo sich der Gasch am allermeisten verzweigt, wurde gerade durch die Mitte ein 10 Kilometer langer, starker Damm gebaut, dessen Höhe $2\frac{1}{2}$ Meter und die obere Breite 4 Meter beträgt. Hier vor diesem gewaltigen Hemmnisse stocken alle Wasser des Gasch. Hier bildet sich ein See von 8 Kilometer Länge, dessen Tiefe jedoch nur 1-20 Meter ausmacht. Was die erwähnte Tiefe übersteigt, wird abgelassen. Es bleiben die Wasser so lange stehen, bis das Erdreich gründlich durchnäßt ist. Dann werden die Schleusen geöffnet und die Gaschwasser fließen den Nomaden zu, welche ungeduldig deren Ankunft erwarten und ebenfalls einen möglichst großen Nutzen daraus ziehen. Das Erdreich, welches hier zu Gulisít mittelst dieser Reservoirereinrichtung befruchtet werden kann, beläuft sich zwischen 10—15.000 Feddan. Die Gaschwasser bewässern im ganzen zu Kássala und Umgebung mehr als 80 Millionen Quadratmeter. Daß diese Einrichtungen auch Geld kosten, ist selbstverständlich, und im Laufe von drei Jahren hat die Regierung die schöne Summe von ungefähr $1\frac{1}{3}$ Millionen Franks für die Bewässerungsarbeiten ausgegeben.

Gepflanzt wird besonders Durra und Baumwolle. Bis jetzt haben die riesigen Arbeiten nur wenig Gewinn gebracht. Im ersten Jahre brachen die Wasser den Kanal und den Damm und richteten große Verheerungen an; und wie wenn das noch nicht

genug gewesen wäre, fielen später auch dichte Heuschreckenschwärme über die Durrafaat her. Das zweite Jahr brachte ebenfalls kein Glück, denn im Monate Februar kam eine außergewöhnliche Kälte, welche der jungen Baumwolle empfindlich schadete. Dieses dritte Jahr verspricht indessen gut zu werden.

Aus dem Gesagten ist leicht zu erkennen, daß Kássalas Zukunft fast ausschließlich auf dem Ackerbau beruht. Jedoch zum großen Nachteile ist, daß der Ort sowohl von der Eisenbahn, als auch von der Schifffahrt sehr abgelegen ist. Von Kássala bis zur Bahnlinie nach Atbara brauchen die Lastkamele gegen 15 Tage und nach Suakin am Roten Meere verwenden sie noch mehr Zeit. Diese große Entfernung von den regelrechten Verkehrsstraßen hemmt nicht wenig das Entstehen lebhafter Handelsverbindungen.

Viel mehr noch schadet dem Lande seine ungesunde Regenzeit. Das Malariafieber tritt dann geradezu verheerend auf und streckt alles auf das Bett nieder; jeder Verkehr stockt. Diejenigen Kaufleute, denen es die Umstände gestatten, verlassen dann das Land. Die anderen, welche sich zum Aufenthalt gezwungen sehen, verschlucken zahlreiche bittere Chininpillen, so daß ihnen fast beständig die Ohren sausen. Auch die Eingeborenen werden mit dem Malariafieber behaftet, und zwar dermaßen, daß ihnen mitunter die Kraft fehlt, die Milch auf den Markt zu bringen, sie schütten dieselbe deshalb auf die Erde aus. Das Fieber beginnt eigentlich gegen Ende der Regenzeit, d. h. im Monate September. Hauptursache davon ist nach der öffentlichen Meinung die Errichtung der Stauwerke. Die Regenwasser bleiben stehen und entwickeln zahllose Schnaken. Die Leute erinnern sich wohl, daß vor Jahren, als erwähnte Stauwerke noch nicht bestanden, das Land während der Regenzeit bei weitem nicht so ungesund war wie jetzt.

Kássalas Verbindungen mit dem Auslande

beziehen sich fast ausschließlich auf die Nachbarkolonie, die italienische Erythräa-Kolonie, deren Grenzstation Sabderat nur eine halbe Tagereise von hier entfernt ist. In Bezug auf die Zolltarife wurden die Sachen mit Einverständnis der beiden Regierungen dermaßen geregelt, daß die Ausfuhrartikel vom Sudan in die italienische Kolonie hinüber nur 1 Prozent zahlen, während auf die Einfuhrartikel von der Kolonie in den Sudan herein eine Zollgebühr von 4 bis 8 Prozent haftet. Die jährlichen Einkünfte des hiesigen Zollamtes schwanken zwischen 1200 und 3000 englischen Pfund. Ausgeführt wird besonders Durra und Baumwolle. Eingeführt von Massaua her werden Kamele und Rindvieh, ein Handel, der in den Händen der einheimischen Bevölkerung liegt. Fernerhin Bauholz, Stoffe, Weine, Früchte usw.; Artikel, welche sich die fremden Kaufleute besorgen.

Der Kamelhandel besonders ist sehr vortheilhaft und hier zu Kassala wird für die Tiere fast das Doppelte bezahlt, als sie zu Massaua kosteten. Die Zufuhr von Rindvieh stockt soeben wegen einer epidemischen Krankheit, die in verschiedenen Orten der Umgebung unter den Herden ausgebrochen ist. Sämtliche vom Übel heimgesuchten Örtlichkeiten stehen unter Regierungskontrolle. Die angesteckten Tiere werden mit einer gewissen Medizin, Siram genannt, eingepflegt und heilen zu unendlicher Freude der Eigentümer. Diese meinen, daß erwähnte Medizin ein Bewahrungsmittel gegen alle Krankheiten sei, und wünschen, daß auch die gesunden Tiere eingepflegt werden. Zu diesem Zwecke bringen die Schläufche eine kranke Kuh von außen her, tun sie mit dem gesunden Vieh zusammen und rufen dann den Regierungsbeamten, damit das kranke Tier und damit auch das übrige Vieh eingepflegt werde.

Mit Abessinien hat Kassala keinen Handelsverkehr. Dieser geht über Gallabat und Gedäref. Wehmütig wurde es mir zu Herzen, als mir

beim Durchqueren des Getreidemarktes die Erinnerung kam, daß einst zu Zeiten des Mahdistenreiches sich hier der Sklavenmarkt befand. Wie viele Schmerzen haben hier die unglücklichen Schwarzen ausgestanden! Wie viele Tränen sind da geflossen! Keine Feder ist imstande, die herzerreißenden Szenen zu beschreiben, die sich auf dieser Stelle zugegetragen haben. Hier verkaufte man die armen Neger ohne Rücksicht auf Familienbände. Eltern wurden ihrer Kinder beraubt, Geschwister von einander getrennt, ohne Hoffnung, sich je wieder zu sehen.

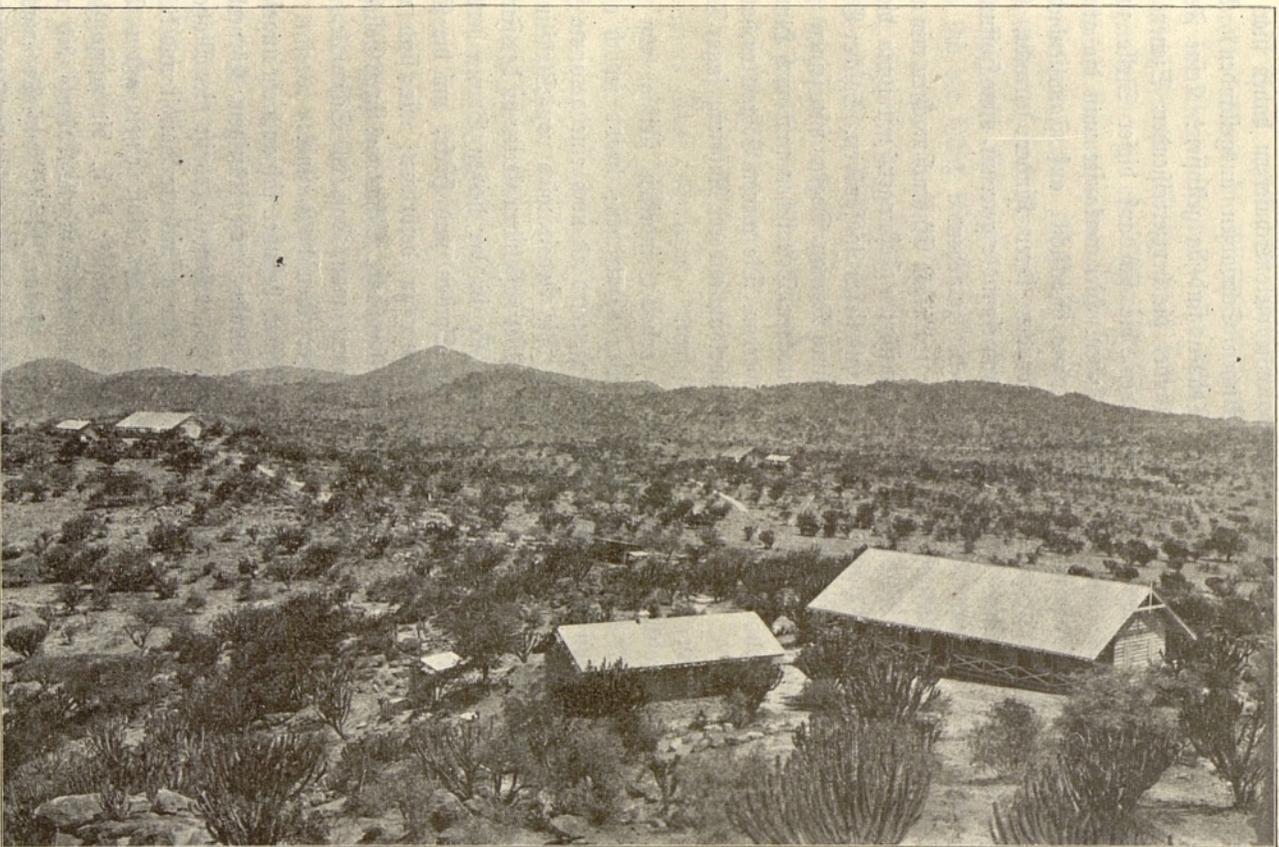
Einen traurigen Eindruck machten mir auch die halbzerstörten Festungen mit ihren dicken Mauern und tiefen Laufgräben. Solcher Bollwerke konnte Osman Degra mit seinen zerlumpten nackten Derwischen nur durch Hunger Meister werden. Die armen Belagerten hatten aus Mangel an anderer Nahrung sogar Tierhäute gegessen.

Man arbeitet indessen fleißig, um die Schutthaufen abzutragen; bevor jedoch alles nivelliert ist, wird es noch eine geraume Zeit brauchen. Die Arbeit wird von Sträflingen verrichtet. Mit rasselnden Ketten an den Füßen sieht man sie in der heißen Sonne herumlaufen mit Spaten und Hacke, um die Erdmassen weiter zu befördern; sie sind von Soldaten überwacht. Schon aus ihren Gesichtszügen erkennt man, daß es Scheusale, der Auswurf der Menschheit, sind.

Unter ihnen befindet sich auch ein ungefähr 35jähriger Mann, von kräftigem Körperbau und mittelgroßer Gestalt; es ist dies Mohamed Talab, der gefürchtete Bandit und kühne Straßenräuber, der einst einen guten Teil des östlichen Sudans, d. h. die ganze Zone von Keren in der Erythräa-Kolonie bis nach Suakin am Roten Meere, unsicher machte. Dieser Mann war der Schrecken der Karawanen, die er nach Belieben plünderte; am Ende pflegte er noch höhnisch beizufügen: „Gehet jetzt zu euren Gerichtsherrn und saget ihnen,

baß Mohammed Talab auch erleichtert hat; sie sollen mich einholen, wenn sie es ver-

Mann zu bringen. Mittlerer gab es blutige Zusammenstöße zwischen ihm und den Dromedar-



Erkowitz aus der Vogelschau.

Die Sommerfrische liegt 1300 Meter über dem Meere. Die Sommerhäuser sind größtenteils, wie am Bilde zu ersehen ist, aus Holz gebaut und liegen auf den zahlreichen Hügeln zerstreut.

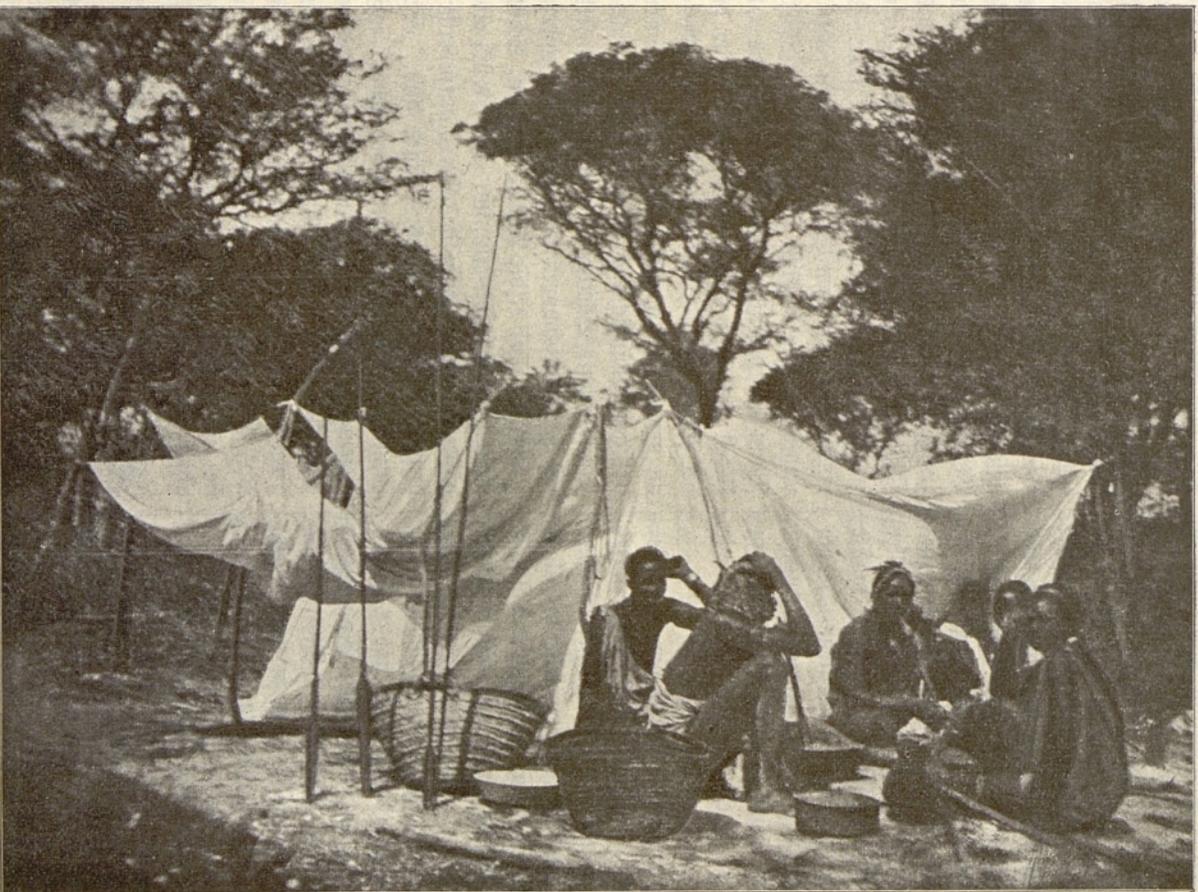
mügen.“ Besonders froh er auf italienischem Gebiete Fußgeherden und verstand es freilich, sie in den Umgebungen von Quatin an den

folbaten, wobei letztere immer den Kürzeren zogen. Denn der verwegene Räuber verfiel über vorzügliche Waffen und ritt ein Sammel-

das in Schnelligkeit an die andalusischen Pferde erinnert. Wie ein Raubtier stürzte er aus seinem Perseke hervor, feuerte seine

unzugänglichen Wehrschindeln südlich von Sofar.

Endlich dachte die Regierung, den Stromden-



Unser Lager im Wald. (Siehe Text S. 206.)

Die Schillukmänner kauern im Kreis um den Kochtopf. Hinter der Gruppe stecken ihre Lanzen, ihre unzertrennlichen Begleiter, in der Erde.

schaffen ab, wobei er höchst selten fehlte, und niemand wiederum.

Wenn die Soldatenpatrouillen ihn zu sehr belästigten, vertrieb er sich in den wüsten-

händlingen gegen das rote Meer hin scharf auf den Leib zu rücken, damit sie den gefährlichsten Räuber auslieferen. Diese besaßen zwar nicht den Mut, den Mann zu fassen, erlannen

aber eine List, um ihn in die Hände der Regierung zu bringen; sie redeten ihm nämlich zu, sich freiwillig zu stellen. „O Mohammed,“ sagten ihm die Schlaufüchse, „wir sind voll Mitleid für deine unglückliche Lage, unstät mußt du herumirren, gescheucht wie ein wildes Tier. Wie lange willst du noch solch ein elendes Leben führen? Du tätest am besten, dich selbst der Obrigkeit vorzustellen. Sei gewiß, daß die Regierung Nachsicht hat und dir alles verzeiht wegen deines Heldennutes. Du bekommst auch eine Pension, nebenbei ein Ehrenzeichen vom Khedive von Agypten und kannst frei herumgehen, angestaunt von aller Welt.“ Lange stutzte Mohammed und wollte der Sache keinen Glauben schenken. Jedoch die in aller Heuchelei durchtriebenen Beduinen wußten ihm so schön und warm ans Herz zu reden, daß der Fuchs endlich doch in die Falle ging.

Eines schönen Tages hielt vor dem Regierungsgebäude zu Damer ein trotziger Beduine, hoch zu Kamel, bis an die Zähne bewaffnet; sein Erscheinen verursachte allgemeines Staunen. „Ich bin Mohammed Talab,“ sagte er zum Amtsdienner, „und will mit dem Statthalter reden.“ Er wurde vorgestellt. „Du bist also jener gefürchtete Straßenräuber, der so viel von sich reden gemacht hat?“ fragte ihn der Beamte. „Ja,“ antwortete Mohammed und erwartete, vom Munde des Statthalters ein Lob wegen seiner Kühnheit zu vernehmen. Jedoch die Sache gestaltete sich ganz anders. „Solch einen gefährlichen Menschen kann die Regierung nicht auf freiem Fuße lassen,“ fuhr der Beamte weiter und gab Befehl, ihn zu verhaften. Vor Gericht wurde Mohammed Talab zwar nicht zum Tode verurteilt, weil er sich selbst der Gerechtigkeit überliefert hatte, es wurde aber eine 14jährige strenge Kerkerhaft über ihn verhängt. Diese Strafe muß er zu Kassala abbüßen, wo sich auch manche Augenzeugen seiner einstigen Räubereien befinden.

Da kam einige Zeit später der Generalinspektor vom Sudan, Baron Rudolf von Slatin, zum Besuche nach Kassala. Sein gutes Herz erbarmte sich über das unglückliche Loß des Mohammed Talab und er linderte ihm seine Strafe, indem er dessen Kerkerhaft von 14 Jahren auf sechs Jahre herabsetzte. Hätte Mohammed diesen Gnadenakt zu schätzen gewußt! Hätte er sich anständig benommen! Vielleicht hätte man ihm noch mehr nachgelassen. Jedoch Mohammed, zu seinem bösen Geschicke, begann sich trotzig und unbändig zu geberden, in der Meinung, daß er die Zähne zeigen müsse, um völlig auf freiem Fuße zu kommen. Er täuschte sich aber sehr. Er wurde von kräftigen Soldatenfäusten gepackt und bekam eine tüchtige Portion Peitschenhiebe. Dann wurde über ihn wiederum das alte Urteil verhängt und noch ein Jahr mehr, daß der Bandit wohl 15 Jahre lang mit den Ketten an den Füßen herumzugehen hat. Grimmig und mit ohnmächtiger Wut ergibt er sich in sein trauriges Schicksal, das übrigens er selbst sich heraufbeschworen hat. Wie alle anderen Züchtlinge muß er die Aborte reinigen, Schuttmassen weiterbefördern usw. Er wird sich wohl hüten, noch fernerhin das Maul aufzumachen, denn er weiß, daß es Prügel gibt. Sein Inneres brütet Rache und Verderben gegen diejenigen Nomadenhäuptlinge, die ihn so daran gebracht haben. Indessen hat aber noch eine geraume Zeit zu vergehen und nach Verlauf wird derselben die Regierung wohl wissen, was sie zu tun hat, um etwaige Rachedaten des Mohammed Talab zu verhindern, wenn dieser dann überhaupt noch zu den Lebendigen zählt.

Ein erfreuliches, für unsere katholische Religion recht ehrenvolles Ereignis war mir hier zu Kassala vorbereitet. Gleich bei meiner Ankunft daselbst hatte ich mich zum Statthalter der Provinz, dem Miralai Wilkinson Bey, begeben, um ihn zu begrüßen. Der hohe Beamte empfing mich herzlich, lud mich in sein

Haus ein, überhäufte mich mit Höflichkeiten und hat mich um einen Gefallen.

Hier zu Kássala nämlich hat im Verlaufe der Jahre schon mancher Christ das Leben gelassen, darunter auch mehrere Katholiken. Sämtliche liegen begraben auf einem gemeinschaftlichen Plage, den übrigens kein Kreuz als christlichen Friedhof kennzeichnet, denn die Muselmänner würden in ihrem Fanatismus etwaige Kreuze zertrümmern. Diese Zustände gefielen dem Statthalter nicht. Er meinte, der Platz müsse mit einer Mauer umzäunt werden, damit man Kreuze auf den Grabhügeln errichten könne, und ersuchte mich, ich möchte mich auch einmal dorthin begeben, um ein Gebet für die Verstorbenen zu verrichten. Er selbst werde für das Nötige sorgen, sämtliche christlichen Beamten und Kaufleute einladen lassen und persönlich erscheinen nebst dem Baron Rudolf v. Slatin, dem Generalinspektor des Sudan, den man eben zu Kássala erwartete. Dazu wurde der nächste Dienstag festgesetzt, morgens um 7 Uhr, wann die Sonne noch nicht heiß ist. Früh um 5 Uhr schon pochte es an meiner Tür. Es war dies ein Diener, von seiten des Statthalters geschickt, der mir ein schönes Maultier zum Reiten brachte. Sämtliche Katholiken nebst einer großen Anzahl anderer Christen, darunter die hervorragendsten Kaufleute und Beamten, zogen in ihrer besten Kleidung hinaus. Nach einem tüchtigen Ritt durch fruchtbare Gefilde waren wir endlich bei der Stätte, kurz vor 7 Uhr.

Bald darauf erschien der Generalinspektor Baron Rudolf v. Slatin in der Uniform eines ägyptischen Divisionsgenerals, mit ihm der Statthalter und die höheren Beamten. Die Funktion begann. Der Generalinspektor und der Statthalter entblößten ihr Haupt, ein Beispiel, das allgemeine Nachahmung fand. Alles verlief in feierlicher Stille. Nach Beendigung der Gebete drückten mir die hohen Herrschaften ihren Dank aus und der Kommandeur des ägyptischen Bataillons nahm eine Photographie der Gruppe ab. Die Versammlung löste sich auf und ein jeder begab sich nach Hause, um die brennenden Sonnenstrahlen zu vermeiden.

Unendlich war die Freude der Katholiken wegen dieser öffentlichen Ehrung, die ihrer Religion zuteil geworden war. Die Griechen aber, die so gern mit dem Namen von Orthodoxen, d. h. von „Rechtgläubigen“, um sich werfen, fühlten sich beschämt und sagten: „Heute haben uns die Katholiken hinabgedrückt. Vor kurzer Zeit war auch unser Priester dagewesen und niemand hat sich um ihn gekümmert. Nun kommt der katholische Priester her, wird mit Ehren empfangen und alles muß ihm dienen, sogar auch wir, die Söhne des orthodoxen Griechenland.“ Mögen die Katholiken im entfernten Kássala stets guten Willens sein und sich immer völliger Gesundheit erfreuen! Möge unsere heilige katholische Kirche stets zunehmen hier und in der ganzen Welt! Das walte der allmächtige Gott!

Aus dem Missionsleben.

Acht Tage im Wald.

Von P. Bernhard Kobnen F. S. C.

Große Teile des Sudan bedeckt undurchdringlicher Wald, während andere Strecken unabhsehbare Grasebenen sind. Der Distrikt

Tonga gehört zu letzteren. Die Umgebung von der Station Attigo ist somit eine holzarme Gegend.

Zum Ziegelbrennen braucht man Holz. Da wir aber in Tonga in der ganzen Umgebung keinen Baum noch Strauch haben, so mußten wir

es selbstverständlich weiter herholen. Deshalb ging ich mit einem halben Duzend Schilluk über den Nil in den nächsten Wald, um dort das nötige Holz zu schlagen.

Am Nachmittag segelten wir mit unserem kleinen Boot hinüber. Wir hatten uns mit Proviant für etliche Tage versehen. Das erste, was bei unserer Ankunft an Ort und Stelle geschah, war natürlich, unser Lager und Nachtquartier einzurichten. (Siehe Bild S. 203.)

Gleich machten sich einige daran, mehrere Stangen abzuhaueu, welche dann in den Boden gesteckt wurden, um daran die Mosquitoneze zu hängen, während andere den Lagerplatz vom Gras säuberten. Ich machte unterdessen in Begleitung zweier Neger mit Pulver und Blei eine Umschau in der Nähe, um vielleicht noch einen Braten für das Abendessen zu erwischen. Leider hatte mich das Jagdglück verlassen; eine tüchtige Antilope lief mir vor der Nase weg, ein paar Schüsse auf die unzähligen Perlhühner gingen in der Dunkelheit daneben und so mußten wir uns halt für diesmal mit der einfachen Durrapolenta begnügen, zum größten Herzeleid der Schilluk, denen das Fleisch über alles geht.

Auf allen Seiten des Berges wurde ein Feuer angemacht und die Laterne, welche die ganze Nacht brannte, an einem Pfahl aufgehängt, um nicht von ungeladenen Gästen, Hyänen, Löwen usw., unerwarteten Besuch empfangen zu müssen.

Nachdem wir dann unser Pfeisken — oder besser Pfeife — ausgeraucht und uns ausgeplaudert hatten, breiteten die Schilluk ihre Felle aus, ein Kopfkissen hatten sie sich schon besorgt, nämlich einen daumendicken Zweig mit drei spannhohen Beinen, worauf sie den Kopf legen. (Siehe Bild S. 207.) Auch ich legte meine Decken auf den Boden auseinander und die beiden Gewehre scharf geladen neben mich hin. Dann schlüpfen wir vorsichtig jeder in sein Mosquitonez hinein und in Gottes Namen schliefen wir in süßer Ruhe.

Ich sage vorsichtig schlüpfte jeder in sein Mosquitonez, denn die Mosquitos sind hier etwas ganz Entsetzliches. Der es nicht mitgemacht hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Noch ist die Sonne nicht untergegangen, so fangen sie schon an, um die Ohren zu summen. Jeder Stich von diesen kleinen Tierchen verursacht ein 5—10 Minuten langes Zucken und Kraxen, ein Kraxen und Zucken, daß man zuletzt ganz lebendig dabei wird. Ich zog einen dicken Rock an, denn durch das gewöhnliche Kleid stechen sie durch, band die Hosen unten zu, ebenso die Rockärmel, Kopf, Hals und Ohren verband ich mit einem Tuch, nur die arme Nase mußte wie gewöhnlich herhalten. Tagsüber glühte man in der brennenden Tropenhitze und kaum lispelte ein kühes Abendlüftchen durch die Zweige des Waldes, so mußte man sich einpacken wie eine Mumie; so hat man halt stets sein tägliches Kreuzchen zu tragen. Hierin sind die Schilluk wirklich zu bewundern; ob die Mosquitos weniger auf sie losgehen oder ob sie dieselben leichter ertragen, weiß ich nicht. — Sie sitzen da, wohlgemerkt, im Adamskostüm, drehen den Rücken gegen das Feuer, rauchen ihre Pfeife und schlagen die gar zu frechen Zudringlinge mit der Hand weg, ohne sich dabei in ihrer Unterhaltung stören zu lassen; sticht ihn eine, wo er nicht mit der Hand hin kann, so wendet er seinen Rücken ruhig seinem Nachbar zu und sagt: bei (Mosquito). Der mitleidige Nachbar, ohne sein Gespräch zu unterbrechen, schlägt fest mit der Hand auf den Rücken, daß das arme Tierchen gewiß nicht zum zweitenmal kommt.

Etwas Neues und Interessantes war für meine Schilluk das Mosquitonez, denn ich hatte auch für sie ein solches mitgenommen. „Wie schön ist es hier drin,“ unterhielten sie sich miteinander, „gerade wie im Hause.“ „Hast du Mosquitos drin?“ „Nein, ja.“ „Wie sie summen.“ „Aber sie sind ja gar nicht drin, sie sind ja draußen.“ „Ja wirklich,

wie sie nur schreien, daß sie nicht hinein können! Sein wäre es, wenn wir solche hätten

auf die Milbfersjagd und haben dort viel von Miasmositos zu leiden. Dann machten sie



Schlafende Schilluk.

Vor dem Schlafengehen bemalen die Schilluk nicht selten mit Asche ihr Gesicht. Einer hält noch die mächtige Schillukpfeife in der Hand. Sie legen ihr Haupt beim Schlafen auf einen Dreifuß, um ihre Frisur nicht zu beschädigen

am Bahr-el-Shagal auf der Syropotamitisjagd.“ Die jungen Purfsen von hier gehen nämlich oft monatelang zum Bahr-el-Shagal

wieder Rechnung, wie viel Schafe man wohl brauche, sich ein solches anzuschaffen. Kurzum, es war ihnen doch etwas ganz Staßbergewöhn-

liches, mitten unter den Mosquitos die Nacht hindurch ruhig zu schlafen.

Am anderen Morgen, nachdem wir einen heißen Tee hinuntergeschlürft hatten, um uns etwas zu erwärmen — denn es war mitten im Winter, kaum $+ 25-30^{\circ} \text{C}$ — ging es flott ans Holzfällen. Ich machte in der Morgenfrische mit der Flinte einen Gang durch den Wald, um unsern Küchenjungen für das Mittagessen mit Fleisch zu versehen, und brachte gewöhnlich einige Perlhühner. Die Hauptmahlzeit war jedoch abends; den ganzen lieben Abend wurde dann gekocht und gegessen.

Als das Jagdglück eines Tages mir drei Gazellen und tags darauf eine große Antilope bescherte, da waren meine Leute recht guter Laune; alles war mit der Kocherei beschäftigt. Während einige Leber und Lungen in den Topf schnitten, nahmen andere wieder die Eingeweide, quetschten mit zwei Fingern die Hauptsache heraus, drehten sie zwei Minuten auf den glühenden Kohlen herum, bis sie sich wie Bratwürstchen krümmten, und so wurden sie verpeist.

Unterdessen war das Fleisch im Topf gekocht und wurde auch sogleich in die Mitte gestellt; appetitlich sah es zwar aus, aber es war entsetzlich bitter. Was ist das? — Die Kugel hatte nämlich die Eingeweide ganz zerfetzt und so war die Galle übergelaufen. Das tat aber nichts an der Sache; der ganze Topf voll wurde mit Vergnügen verzehrt.

Dann wurde wieder ein Topf voll Fleisch auf das Feuer gesetzt und — verzehrt. In der Fleischbrühe wurde dann Polenta gekocht und verschmaust; so ging das in einemsfort. — Das Fleisch wird natürlich nicht zu mürbe gekocht; wenn es gut warm ist, geht es, denn die Zähne sind ja zum Beißen da! Wie viel die Schwarzen essen können, wenn sie Überfluß haben, ist kaum begreiflich; andererseits ist es aber auch unglaublich, wie sie hungern können, wenn sie nichts haben.

Mir wurde von jedem Gericht zuerst meine Schüssel gefüllt und überreicht. Ich sammelte das Beste heraus und ließ es mir gut schmecken; das übrige und die abgeklauten Knochen schob ich dann meinem nächsten Nachbar zu, ohne weitere Komplimente und Entschuldigungen. Es wird mir in der zivilisierten Welt dieses doch wohl niemand für eine Unhöflichkeit anrechnen. Hier ist es eben so Mode: Der Große ißt das Beste herunter und während er sich nach einem fetteren Braten umsieht, legt er das Abgeschmauste auf die gemeinschaftliche Schüssel oder das ausgebreitete Fell zurück, welches dann bald ein anderer packt in der Hoffnung, noch einen Leckerbissen daran zu finden, oder er reicht es dem Jungen, der hinter ihm hockt und schon mit Sehnsucht darauf wartet. Derselbe kaut dann mit frischem Mut daran weiter und übergibt großmütig den abgenagten Knochen dem kleineren Buben, unter dessen Zähnen bald die dünnen Knochen krachen. Wenn dem ausgehungerten Hund noch die harten Knochen, wo gewiß nichts mehr dran ist, zum Lecken übrig bleiben, mag er zufrieden sein. Ich würde also ganz unschuldig verurteilt, sollte vielleicht jemand dieses mein Verfahren als Höflichkeitsverbrechen mir anrechnen.

Selbstverständlich konnte ich es nicht im Essen mit ihnen aufnehmen, denn mein zivilisierter Magen begnügte sich mit wenigem. „Ach, ihr Weißen könnt nicht essen,“ sagte einer; „ich habe sie schon öfter beobachtet, sie nehmen ein bißel von diesem Teller, ein bißel von jenem, ein bißel von jenem Glas, ein bißel von diesem Glas, dieser Schachtel und dann sind sie satt. Der Weiße ißt nicht, er kostet nur. Der Schilluk aber, der ißt, der kostet nicht von so vielen Sachen; er braucht nur eine, aber eine gute Portion. Schau her, diese Schüssel da, das wäre so eine richtige Portion für einen Schilluk und dann sagt er noch nicht, daß er satt sei, sein Bauch ist noch nicht dick.“

(Schluß folgt.)

Unterhaltendes.

Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Der Märtyrer.

Die Zeriba Amurs befand sich am äußersten Saume der Wüste, auf einer Lichtung des Gehölzes, in einsamer Lage, schwer zugänglich, wohlgeschützt von dem dichten Wald und dem Wüstenfand und wohl zehn Tagereisen von einem starkbesuchten Markt entfernt.

Der Sklavenjäger hatte sie vor etwa zwanzig Jahren einzurichten angefangen und jetzt erweiterte und verschönerte er sie immer mehr, um sie zu einem rechten Vergnügungsort zu gestalten.

Ihm selber kostete jenes Gut gar nichts. Der Boden gehörte niemandem. Er konnte es deshalb nach Herzenslust erweitern. Die Arbeit wurde von Sklaven geleistet, welche ihm beinahe nichts kosteten, und sie wurden ihm geliefert von den Dörfern nah und fern, die er überrumpelte und anzündete und deren Einwohner er gefangen nahm.

Die Zeriba bildete drei Teile, welche untereinander wohl getrennt waren. Da war zuerst das Gebäude des Herrn oder besser: waren die verschiedenen Gebäulichkeiten desselben; denn der Sitz des Sklavenhändlers bestand aus etwa zwanzig Hütten, die ein großer, von sehr hohen Säunen umgebener Hof einschloß.

In diesen Hütten lebte die Familie des Händlers, seine Frau, die Verwandten und Söhne.

Dann war daselbst der Unterkunftsort für die Sklaven, die zum Verkauf bestimmt waren, von Sklaven, die der Händler dort hielt, damit sie sich von den Anstrengungen der Reise erholten; wohl überzeugt, daß er den Sklaven um so höher verkaufen könne, je besseren Eindruck er mache.

Das Sklavenmagazin bestand aus einem

weiten Hof, umgeben von ganz niederen Hütten, welche als Ruhestätte für die Sklaven dienten.

Dann kam die Pflanzung: ausgebreitete Ländereien, wohlbebauet und reich an Gemüsepflanzen aller Art, reich an Baumwolle, Zuckerrohr, Kofosnußbäumen, Dattelpalmen, Nelken-, Zimmet- und Muskatnußbäumen — eine sehr schöne Pflanzung, welche nicht wenig eintrug, weil Amur die Gewürze und die Baumwolle zugleich mit dem Eisenbein von den Sklaven auf die großen Handelsplätze befördern ließ, wo sie um teuren Preis an die Karawanen verkauft wurden, die sie an die Küsten brachten.

Amur war nicht nur Sklavenhändler, er war auch ein sehr listiger Kaufmann; das wahre Abbild jener Gutsherren, die die Geißel der Eingeborenen und das Haupthindernis für die Verbreitung des Christentums und der Bildung im schwarzen Erdteil sind.

Die Karawane wurde von den Angehörigen Amurs mit Jubel empfangen. Er gab den Befehl, die Sklaven in den für sie bestimmten Raum zu führen. Den Sklavenhändlern und den Askaris gab er für einige Tage frei und zog sich in seine eigene Wohnung zurück. Die Sklaven wurden unter Peitschenknall in ihr Pferd getrieben und dort der Wachsamkeit des Aufsehers und seiner Diener anvertraut.

Die Sklavenjäger und die Askari taten sich zu einer kleinen Versammlung zusammen.

„Wird er jetzt Anton zwingen wollen, die Formel auszusprechen?“ fragte Kubaf, welcher als Renegat (Abtrünniger) sich besonders für die Sache des Islam eingenommen zeigen wollte.

„Wir wollen es gerade sehen,“ bemerkte Said.

„Wehe, wenn er es nicht tun wollte!“ sagte Araid.

„Und wenn er es nicht täte?“ fragte Emin.

„Wir wüßten ihn schon dazu zu bringen,“ sagte Saïd.

„Wie?“ fragte der kleine Kara mit einem ganz höhnischen Lächeln. „Der ist sicher nicht ein Mann, der sich befehlen läßt.“

„Wir wüßten uns schon gewichtig zu machen,“ rief Goffarah lebhaft.

„Ja, mit Worten, aber sicher nicht mit Taten,“ sagte Emîni mit Spott.

„Auch mit Taten, ja gerade damit,“ sagte Goffarah.

„Ich begreife keine Vorliebe für Anton nicht,“ sagte Uraid.

„Ein eigensinniger Sklave! Zwei Wochen schon mühe ich mich ab, ihm die Formel beizubringen; glaubt ihr, daß der Kerl sie nachsprechen möchte?“ sagte Sues.

„Du weißt die rechten Mittel nicht zu gebrauchen, ihm die Formel in den Schädel zu treiben,“ bemerkte Kara.

„Ich? Wenn ich so viele Taler hätte, wie ich ihm Rutenstreichs verabreichte, so wäre ich Millionär. Aber er ist ganz verstockt in seiner Abneigung!“ sagte Sues.

„Was ist also zu tun, um etwas Greifbares zu erreichen?“ fragte Kara.

„Schicken wir eine Abordnung an Amur,“ antwortete Uraid.

„Um die Antwort zu bekommen, die er uns vor zwei Wochen gegeben hat,“ sagte Sues.

„Jetzt handelt es sich um nichts, als ihm sein Versprechen ins Gedächtnis zurückzurufen,“ fügte Uraid bei.

„Versprechen, welche zu halten man sich nicht verpflichtet fühlt,“ meinte Kara.

Die Sklavenjäger redeten noch lange hin und

her über die Gelegenheit, die Gesandtschaft zu schicken. Als man endlich einig geworden war, einen abzusenden, da weigerten sich alle, daran teilzunehmen, bis Kara bemerkte: „So will ich gehen.“

„Wann?“ wurde er gefragt.

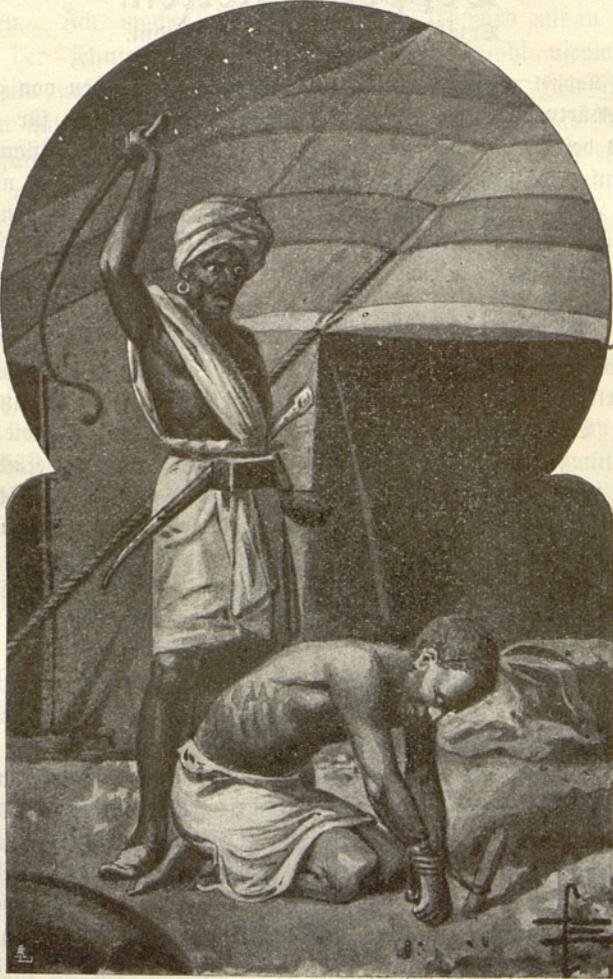
„Sogleich.“

„Geh, wir wollen die Antwort abwarten.“

Kara ließ nicht lange auf sich warten. Übelgelaunt kehrte er zurück.

„Also?“ fragten ihn die Genossen.

„Ich konnte nicht in das Gehege eintreten,“ war die Antwort, welche mit einer wütenden Bewegung aufgenommen wurde. Die üble Stimmung wuchs rasch. Emîni goß noch Öl ins Feuer. Endlich gegen Abend ließ sich Amur



Der Aufseher nahm die Peitsche und fing an, den Märtyrer zu geißeln. (Seite 212.)

sehen. Kara ging ihm entgegen.

„Was willst du?“ fragte ihn der Sklavenhändler.

„Dir das Gedächtnis in betreff des Versprechens wegen Anton aufzuffrischen.“

„Wendet euch an Sues, er hatte den Auftrag, den Neger zu befehren. Was kann ich dafür,

wenn Sues so schwach ist, daß er den Auftrag nicht auszuführen versteht, den ich ihm anvertraute?“

„Sues erklärt, Anton verspottete den Propheten und weigerte sich, die Formel nachzusprechen,“ sagte Kara.

Amur zuckte die Achseln.

„Sues verdient die Peitsche,“ bemerkte er, „wenn ich Anton dir übergeben hätte, so hätte er nicht eine, sondern hundert Formeln ausgesprochen.“

Amurs Worte schmeichelten der Eigenliebe Karas.

„Das ist sehr wahr,“ bemerkte er, „ich hätte Anton schon lange zum Übertritt in den Islam gebracht.“

„Willst du dieses Geschäft auf dich nehmen?“ fragte ihn der Sklavenhändler.

„Sehr gern. Kann ich Anton auch mit Gewaltmitteln zwingen?“

„Du, was dir gut scheint; nur Sorge, daß er am Leben bleibt. Er hat Kenntnisse, deren ich bedarf. Er darf nicht unter der Peitsche sterben.“

„Sterben soll er nicht. Wenn es mir gelänge, ihn zum Nachsprechen der Formel zu bringen, was gäbest du mir?“

„Die zehntausend Kauri, die ich Sues versprochen, und noch weitere zehntausend,“ sagte Amur und entfernte sich.

Kara kehrte vergnügt zu den andern zurück.

„Also?“ fragten ihn diese.

„Er hat mir den Auftrag gegeben, Anton zum Übertritt in den Islam zu bringen.“

„Und du hast ihn angenommen?“ schrie Sues.

„Durfte ich es etwa nicht?“

„Nein. So betrügst du mich um meine Rechte.“

„Um welche? Zwei Wochen hast du es versucht, Anton zu bekehren, und es gelang dir nicht. Was willst du mehr? Es ist ganz gerecht, daß ich mich einmal daran mache, und in zwei Tagen hat er die Formel nachgesprochen.“

„Gütliche Hoffnungen!“

„Ich bring's sicher fertig.“

„Verräter!“

„Warum?“

„Weil du mich so bei Amur in ein übles

Licht brächtest, da er mir mein Mißlingen als Schuld anrechnen würde, während es nichts war als Pech.“

Kara zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht daran schuld, wenn du dich zu solchen Sachen dumm anstellst. Was meint ihr dazu?“ wandte er sich an die Genossen.

Ihre Meinungen waren geteilt. Die große Mehrzahl jedoch tadelte ihn. Er hätte den Auftrag nicht annehmen sollen. Seine Pflicht wäre gewesen, die sofortige und strenge Bestrafung des halsstarrigen Negers zu verlangen. Amur hatte es zu weit getrieben, schon dadurch, daß er ihn Sues anvertraute und ihm einen solchen Lehrer gab. Er verdiente weiter kein Mitleid.

Kara wollte nicht mehr länger mit den anderen streiten.

„Heute abends oder morgen wird er die Formel aussprechen,“ sagte er. „Dann will ich Amur sagen, daß ein solches Ergebnis nicht bloß meiner Mühe zugeschrieben werde, sondern auch den süßen und einschmeichelnden Worten Sues. Nicht wahr, Freund? Und ich werde auch für ihn um eine Entschädigung bitten.“

Die Sklavenzäger stimmten Karas Worten bei, mit Ausnahme von Sues, der sagte:

„Ich will keine Gnadengabe. Ich will einfach, daß man meine Rechte beachtet; und ich habe Rechte auf alle zehntausend Kauri und nicht bloß auf ein winziges Teilchen.“

Niemand antwortete ihm und Kara hörte ihn nicht, denn er hatte sich schon entfernt.

Er kam zum Aufenthaltsort der Sklaven und trat ein.

Dann sagte er zum Aufseher, einem riesigen schwarzen Mohammedaner, der dazu noch schrecklich roh war:

„Ich will Anton sehen.“

„Wer ist Anton?“

„Derjenige von den heute angekommenen Sklaven, der an keinen anderen angebunden war.“

„Die Sklaven sind nicht mehr paarweise aneinander gekettet. Ich kenne ihn nicht. Komm' und suche ihn dir,“ sagte er ihm.

Er führte den jungen Sklavenzäger zur Hütte.

Das Mondlicht erhellte genügend die Hütte, in welche die armen Sklaven eingepfercht waren.

Sie waren müde, abgehegt, nicht imstande, sich zu bewegen. Die Ruhe kam ihnen außerordentlich gelegen nach der langen, beschwerlichen Reise. Sie sprachen von der fernen Heimat und weinten über den Verlust ihrer Freiheit.

„Anton!“ rief Kara.

„Was will man von mir?“ fragte der arme Sklave. Er war hingestreckt in einen Winkel der Hütte und biß sich in die Lippen vor unfäglichem Schmerz. Die Peitsche Sueß hatte ihm viele Wunden auf Brust und Rücken beigebracht. Er litt unaussprechlich.

Dennoch, inmitten solcher Leiden, fand er Kraft, seine Leidensgenossen zu ermahnen, sie zur Geduld aufzumuntern, ihnen zu sagen, sie sollten alles Jesu aufopfern, und für sie zu beten.

Die armen christlichen Neger, welche, ohne in ihrer Unwissenheit die Tragweite des Aktes zu kennen, in einer ihnen unbekanntem Sprache den heiligen Spruch des Islam nachgejagt hatten, falteten ihre mit Ketten beladenen Hände und ihre Lippen bewegten sich im Gebet. Sie sprachen das echt katholische Gebet, das Vaterunser.

Auf jenen Ruf erhob sich Anton auf seine wunden Füße.

„Komm heraus,“ rief ihm Kara zu.

Was wollte man von ihm? Schwankend ging er hinaus aus der Hütte in den schmutzigen Hof, in dessen Mitte einige von altem und frischem Blute gerötete Pfähle aufgepflanzt waren, die Geißelpfähle.

„Du bist Anton?“ fragte ihn der Sklavenjäger.

„Ja!“

„Kennst du den Befehl Amurs?“

„Welchen?“

„Verstelle dich nicht. Er, in seiner Güte ohnegleichen, erlaubt dir, die rechte Formel auszusprechen, und gibt dir so Hoffnung, in den Himmel einzugehen, als Sklave freilich und nicht als Freier. Aber auch das Los der Sklaven im Himmel ist besser als jenes, welches für die Ungläubigen in der Hölle bestimmt ist. Bist du bereit, zu gehorchen?“

„Hat dir Amur aufgetragen, darnach zu fragen?“ forschte Anton.

Einige Rutenstreichs folgten diesen Worten.

„Wenn Amur mir diesen Auftrag nicht ge-

geben hätte, wäre ich nicht hier, Dummkopf!“ schrie Kara. „Was soll ich ihm antworten?“

„Daß ich nicht gehorchen kann.“

Kara lachte.

„Schmeichle dir nicht, daß ich mit der Güte Sueß vorgehen werde. Ich werde dich mit Gewalt dazu bringen. Heute noch bekommst du 100 Rutenhiebe, morgen 200 und so weiter, bis du diese verfluchten Lippen öffnest und sprichst. Binde ihn an den Marterpfahl!“

Der herzlose Aufseher, welcher schon hunderte von Sklaven geißelt hatte, fesselte den armen Anton an einen der Pfähle und zwar mit dem Gesicht gegen den Pfahl.

Als der Sklave an den Pfahl gebunden war, fragte der Aufseher: „Wie viele?“

„Wieviel meinst du, daß er aushalten kann, ohne zu sterben?“ fragte ihn Kara.

Der Aufseher musterte mit Kenneraugen den armen Sklaven.

„Zweihundert,“ sagte er.

„Gib ihm hundert.“

„Nur?“

„Wird genug sein für heute,“ sagte Kara.

Der Aufseher nahm die Peitsche und fing an, den Märtyrer zu geißeln.

Dieser ertrug anfangs stillschweigend die schrecklichen Schmerzen; später brach er in Laute der höchsten Klage aus; er schrie vor Schmerz, daß man es in der ganzen Zeriba hören konnte. Er rief den Namen Jesu an und erlefte von ihm die Kraft, jene Schmerzen zu ertragen.

Sein Geschrei kam auch zu den Ohren der Sklavenjäger.

„Amur hält sein Wort,“ sagten sie sich.

„Wer aber seines nicht wird halten können, das ist Kara. Jener Kerl ruft Ja ben Mariam' auch bei den größten Schmerzen an!“

Während Anton geißelt wurde, trat Emiri in den Hof ein.

„Wer wird geißelt?“ fragte er. „Ah, Anton,“ rief er aus beim Wiedersehen des christlichen Negers und wandte sich dann an Kara:

„Wer hat Befehl gegeben, ihn zu geißeln?“

„Amur.“

„Wieviel?“

„Heute einmal hundert. Morgen zweihundert und so fort, bis er den Islam annimmt.“

„Daß es doch schon heute wäre,“ brummte Emini bei sich.

Antons Geschrei wurde immer lauter. Es war nicht mehr dem menschlichen ähnlich, das waren Laute, wie sie gewöhnlich nur aus der Brust eines wilden Thieres dringen; es schien wie das Gebrüll eines Löwen, der an einem edlen Teile getroffen ist, oder einer Löwin, der der listige Araber die Zungen gestohlen.

Der arme Anton, wenn auch ein Held in seinem jungen starken Glauben, war doch immer ein Mensch.

Schon beim achtzigsten Peitschenhieb verlor er die Sinne. Er bekam noch zwanzig, ohne ihre Schärfe zu fühlen. Auf ein Zeichen Karas band ihn der Aufseher los und der Arme sank bluttriefend zur Erde.

Kara beobachtete ihn nachdenklich.

„Du hast ihn für stärker gehalten, als er in Wirklichkeit ist,“ sagte er zum Aufseher.

Dieser lachte spöttisch.

„Du solltest mir sagen, daß sein Rücken erst kürzlich die Peitsche gefühlt hat und daß der Blutverlust dabei sehr reichlich war,“ bemerkte er.

„Von dieser Tracht, hoffe ich, wird er doch nicht sterben?“

„Nein, dafür stehe ich dir gut. Aber er wird etwas Pflege bedürfen. Hilf mir ihn in den Winkel für die aufrührerischen Sklaven tragen, da er hier nicht bleiben darf.“

Kara ließ sich ungern zu diesem Dienst herbei.

Der junge Aegyptier, von altersher reich, hielt sich für unendlich über einen Neger erhaben und glaubte, sich zu viel zu vergeben, wenn er ihm diesen niedrigen Dienst erwiese. Aber es handelte sich um zwanzigtausend Kauri und, was mehr war, um seine Ehre, die er auf das Geschäft gesetzt hatte.

Er bückte sich also, hob zugleich mit dem Aufseher den blutigen Körper auf und trug ihn in die Ecke für die rebellischen Sklaven.

Das Blut des Sklaven, des Märtyrers für seinen Glauben, rötete die schwarzen Glieder des Aufsehers und den schmutzigen Burnus des Sklavenhändlers, jedoch ohne wohlthätige Wirkungen für beide. In dem Winkel lag ein wenig verdorbenes, übelriechendes Stroh, bedeckt von dicken Krusten Menschenblutes.

Dort warfen sie ihn auf das Stroh. Anton stöhnte mitleiderregend in seiner Ohnmacht.

„Wir müssen ihm die Ketten abnehmen und ihn verbinden,“ sagte der Aufseher.

„Warum?“ fragte Kara.

„Ja, weil er sonst stirbt. Wir müssen ihm die tiefsten Wunden verbinden. Das ist vielleicht das erstemal, daß ich mich eines Sklaven annehme, aber wenn es wahr ist, daß dein Herr seinen Tod nicht will, so wird man ihn halt pflegen müssen.“

„Er darf nicht sterben,“ sagte Kara.

Der Aufseher entfernte sich, um eine Zange zu holen, mit der er die Ringe lösen wollte, welche den Neger an den Händen, am Hals und am Fuß umgaben, so daß er von den schweren Ketten frei war.

„Du stehst mir gut für diesen Sklaven,“ sagte Emini zu Kara.

„Wozu das?“

„Wenn ihm jetzt die Ketten abgenommen werden, kann er leicht fliehen.“

„Fliehen? Er?“ fragte Kara spöttisch, „er hält sich kaum auf den Füßen und wäre unfähig, sich auch nur einen Schritt weiter zu schleppen.“

Emini zuckte mit den Achseln.

Der Aufseher löste die Ketten von den Händen und Füßen Antons und rieb ihm die Wunden mit einem nassen Tuche, welches in Essigwasser eingetaucht war, um den Blutverlust ein wenig zu verringern. Anton kam während des Reibens einen Augenblick zu sich. Dann schloß er wieder die Augen und fiel von neuem in Ohnmacht.

„Wird er nicht sterben?“ fragte Kara den Aufseher.

„Nein,“ antwortete dieser, „aber es wird Zeit brauchen, bis er wieder imstande ist, andere zweihundert Peitschenhiebe zu ertragen.“

Kara gab keine Antwort. Er war übel zufrieden mit sich selbst, daß er den Sklaven so grausam hatte schlagen lassen. Er ließ nun seinen Grimm an dem Aufseher aus, der ihm jedoch seinerseits auch nichts schuldig blieb.

Emini entfernte sich aus der Hütte, Kara mit ihm.

Der Aufseher schloß die Thüre und fuhr fort, sich mit dem Sklaven zu beschäftigen.

Während er mit dem Auswaschen der Wunden fast fertig war, hörte er seinen Namen rufen.

„Wieder was! Die Nacht werde ich kein Auge schließen können,“ murmelte er.

Er lief zur Türe.

„Wer ruft mich?“

„Gmini.“

„Verflucht! Vor ihm kann ich die Türe nicht verschlossen halten,“ sagte der Aufseher.

Er ging, um zu öffnen.

„Was willst du?“

„Den Sklaven sehen, den du gepeitscht hast. Im Auftrage des Scheichs,“ sagte Gmini und schloß sorgfältig die Türe.

„Das muß ein Sultan sein oder der Sohn eines solchen,“ sagte der Aufseher, bestürzt über die ungewöhnlichen Rücksichten, die der Herr für den Sklaven zeigte.

„Er ist ihm teuer. Er will ihn zum Islam bringen, um ihn dann zum Oberaufseher zu ernennen und damit zu deinem Obern,“ sagte Gmini.

„Ihn? Diesen Unglücksklaven?“ schrie der Aufseher betroffen. Er hatte bis jetzt noch nie einen Oberen gehabt und zitterte jetzt bei dem Gedanken, unter dem Neuling stehen zu müssen, und er fürchtete seinen Zorn. Er hatte ihn gepeitscht; er war dazu gezwungen, aber der andre hätte von diesem Umstande keine Kenntnis genommen und würde ihm, wenn er ihn unter sich bekommen hätte, jene Peitschenhiebe mit Zinsen zurückbezahlt haben.

Die zwei Männer gingen in den Winkel, wo der arme Sklave lag.

Anton lag auf dem Rücken, immer noch der Sinne beraubt.

„Dreh' ihn um, da ich den geschlagenen Rücken sehen muß,“ sagte Gmini zum Aufseher.

Dieser bückte sich, um den Befehl auszuführen.

Gmini hob plötzlich einen Dolch, welcher im silbernen Mondlicht funkelte, und mit einer raschen Bewegung der Hand jagte er ihn dem Aufseher bis ans Hest in den Rücken.

Der Streich war meisterhaft; die Klinge traf das Herz des Aufsehers, welcher tot zur Erde sank.

„Der erste Akt ist gut abgelaufen. Und jetzt zum zweiten!“ murmelte Gmini.

Er sprach von einem „Akt“. Wie war der Sklavenjäger zur Kenntnis eines Wortes gekommen, welches eine europäische Bildung voraussetzte? Dann hatte er diese Worte nicht arabisch gesprochen, sondern in einer anderen Sprache, welche der indogermanischen Gruppe angehörte.

Gmini war also kein Araber? War er ein Europäer? Aber ein Europäer, Moslim und dazu Sklavenjäger?

Er zog den Dolch aus der Wunde des Aufsehers und dann nahm er Anton auf die Arme. Der arme Jüngling, bis zum Skelett herabgebracht, war nicht schwer. Er trug ihn einige Schritte, aber dann blieb er stehen.

„Er muß eine Blutspur hinter sich lassen,“ murmelte er.

Er ließ den Märtyrer auf den Boden gleiten und zog ihn an den Füßen bis zur Türe der Hütte. An der Tür horchte Gmini auf.

Das Stillschweigen war vollkommen. Vorsichtig öffnete er die Türe und ging hinaus. Er bemerkte keine lebende Seele. Er machte einige Schritte. Alles blieb ruhig.

„Sie schlafen alle,“ murmelte er.

Dann ging er wieder in die Hütte, nahm Anton bei den Füßen und zog ihn ins Freie. Etwa hundert Schritte von der Hütte verließ er ihn, nachdem er ihn in die Rechte den blutigen Dolch gesteckt hatte.

„Ah, ah,“ sagte er lachend, „mein Junge, morgen schlägt deine letzte Stunde. Dann der Dolch! Es ist der Sneys. Auch der wird schön in Verlegenheit kommen.“

Er entfernte sich schnellen Schrittes in der Richtung des Palastes des Scheichs. Schon war er ihm sehr nahe, als zwei dunkle Schatten aus den Hütten heraustraten. Es waren Mahmet und Mehmat.

„Nun?“ fragte Mahmet.

„Ich habe meine Pflicht getan. Tut ihr die eure!“

Die zwei Araber entfernten sich schweigend. Gmini hingegen rief aus: „O, meine Rachepläne!“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Allerlei aus Khartum.

Einem Briefe des hochw. P. Hof. Pasqu. Crazzolaro entnehmen wir folgendes über Kirche und Schule:

Bald nach der Grundsteinlegung zur neuen Kirche beschlossen die englischen (katholischen) Soldaten, für dieselbe einen schönen Schmuck durch gemeinsame Mittel zu stiften: eine schöne Muttergottesstatue. Ihr Kaplan sollte dieselbe beschaffen. Man entschloß sich, dieselbe durch die Firma Stuflesser in St. Ulrich, Gröden (Tirol), herstellen zu lassen. Am 6. Juni langte nun die Statue an — wahrlich eine herrliche Arbeit! Ihre Größe beträgt 6 Fuß (180 cm). Sie stellt die Muttergottes dar mit dem Jesuskind am Arme. Der ganze Ausdruck ist ein überaus lieblicher und anziehender. Alle, die sie sahen, waren ganz entzückt über den lieblichen, huldvollen Ausdruck der göttlichen Mutter und des lieben Heilandes. Besonders staunten sie über den billigen Preis einer so majestätischen Statue; sie kostet (durch eine besondere Vergünstigung) 11 Pfund Sterling (zirka Kr. 275). Die Statue ist für die neue Kirche bestimmt und wird hoffentlich nicht so lange auf dieselbe zu warten haben. Jedenfalls wird sie für die Kirche ein schönes Andenken an die Soldaten von 1909 sein. — Die englischen Soldaten werden bekanntlich jedes Jahr hier gewechselt.

* * *

Am 23. Juni fand die Preisverteilung an der hiesigen Knabenschule statt. — In der Mädchenschule bei den Schwestern war sie bereits am Tage vorher, wobei es auch an Unterhaltung (Theater) nicht fehlte. — An Europäer, Katholiken und andere befreundete Persönlichkeiten wurden Einladungen geschickt. Es fand sich wirklich ein sehr zahlreiches Publikum ein, darunter auch einige der höchsten

Persönlichkeiten unter den englischen Beamten. (Der Generalgouverneur, der Sirdar und Baron Statin Pascha sind noch behufs Herstellung der Ruhe im britischen Somaliland.)

Bei dem Theater sollte sich natürlich auch der ganze Charakter unserer Schule zeigen. Es kamen darum vier Sprachen zur Geltung: Griechisch, Italienisch, Englisch und Arabisch. Die Vorstellung begann mit dem griechischen Stück, daran reihte sich das italienische; in dieses waren mehrere Musikstücke eingeflochten. Dann folgte das englische und endlich das arabische. Alles war gut gelungen zu nennen. Besonders war es ein Spieler, der dem Publikum zahlreiche Beifallskundgebungen entlockte.

Die österreichische, ägyptische und englische Hymne beschloß das Ganze; es war gegen 11 1/2 Uhr.

In der Mitte der Aufführungen wurde die Preisverteilung vorgenommen. Einige bekamen ihren Preis aus den Händen eines vornehmen Engländers. Am folgenden Tage wurden auch die übrigen beschenkt und so zogen alle Schüler beglückt ab.

* * *

Warum, könnte einer fragen, soviel Feierlichkeit bei Gelegenheit einer einfachen Preisverteilung? Der Hauptgrund ist folgender: Hier in Khartum sind mehrere Schulen. Außer dem Gordon-Kolleg, das wenigstens von seinen Schülern als eine halbe Universität angesehen und gepriesen wird und tatsächlich die größte Schule des ganzen Sudan ist, wo alle, wie man bei uns sagen würde, ihre Matura zu machen haben, gibt es noch viele andere Schulen. Da ist die griechische mit den nicht wenig zahlreichen Schülern griechischer Nationalität; dann eine amerikanische mit etwa der gleichen Schülerzahl wie die unsere; schließlich wäre noch zu erwähnen die koptische und die eine oder andere von geringerer Bedeutung.

Da muß nun, abgesehen von den Leistungen der Schule selbst, dieselbe auch mit äußerem Glanze umgeben werden. Das verschafft ihr mehr Ansehen; infolgedessen werden die Eltern ihre Kinder bereitwilliger in unsere Schule schicken und die Schüler wiederum werden viel leichter eine Anstellung bekommen und das ist von großer Wichtigkeit überall, besonders aber hier, wo alles nur vom Standpunkt des materiellen Interesses angesehen wird. Der Weg nun, der leichterer und sicherer dazu führt, ist der bevorzugte. Ein Gelehrter zu werden, wird hier einer nicht sobald anstreben, darum heißt es, allem möglichst große Wichtigkeit geben.

Die Schüler werden am Ende des Schuljahres über jeden Gegenstand geprüft: über Religion für Katholiken und für die anderen je nach Wunsch der Eltern; über Englisch und Arabisch für alle; über Italienisch und Griechisch für die der betreffenden Nationalität und wer will; ferner über Arithmetik, Geometrie, Geographie, Zeichnen, Gesang und Turnen; einzelne noch über verschiedene Teilsfächer.

Ein jeder sieht ein: es ist viel, was verlangt wird, besonders was die Sprachen betrifft; natürlich ist da ein tieferes Eindringen ganz ausgeschlossen; aber auf das kommt es, wie gesagt, nicht an.

Ein neuer „Religionsstifter“.

Professor Dr. Baumann, Geh. Regierungsrat und Direktor des philosophischen Seminars in Göttingen, ist der Vater der „realwissenschaftlichen Religion“. Er hat auch bereits ein Andachtsbuch für seine Gemeinde geschrieben. Der „Alte Glaube“ (1909, Sp. 471) zitiert daraus

ein „Glaubensbekenntnis“ an „Gott den Schöpfer und Erhalter der Welt von Ewigkeit zu Ewigkeit“, an die Seelenwanderung, an die „Freiheit des Denkens und des wissenschaftlichen Forschens“. Das Resultat des letzteren, soweit es ihn selbst betrifft, hat der Religionslehrer niedergelegt in einem tieferbaulichen Lied von reinsten Poesie, welches dem Gebrauche der frommen Gemeinde bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen dienen soll. Der Text des Liedes lautet:

„Woran nur Gott mag haben Freud' ?
Ist's Schlangenbrut, sind's Menschenleut' ?
Sind's Marsbewohner, falls sie sind ?
Ist's Schwein, das frisst sein eigen Kind ?
Ist's Schimmelpilz, ist's Infusor ?
Ist's Elefant mit Fächerohr ?
Ist's Götzendiener, Atheist ?
Mohammedaner, Jude, Christ ?
Ist's Wolfsgeheul, ist's Vogelheul ?
Der Büffelherde Trampelgang ?
Daß bunt und änderungsreich die Welt,
Ist's gerade dies, was ihm gefällt ?
Wohl siehet er vor Anfang an,
Daß anders es nicht werden kann,
Weil seiner ersten Engel Schar,
Die Elemente, klipp und klar
Nur sind im bunten Vielerlei,
Und stets Veränderung ist dabei.
Und wenn dem Leben selber graut
Ob solchem Wechsel, er schon schaut,
Daß eben dieser Wechsel bringt
Gemeinsamkeit, die sich umschlingt.“

Der deutsche Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Baumann war früher evangelischer Theologe und ist seit langen Jahren Professor der Philosophie und Pädagogik. Er bereitet seine Kandidaten des höheren Lehramtes auf das Staatsexamen und ihre spätere Berufstätigkeit vor.

Ein Schilluknegger oder Njam-Njam hätte seinem Kult in schöneren Weisen Ausdruck gegeben.

Weiteres.

Trinkerlogik. Doktor: „Haben Sie über Durst zu klagen.“ — „Nein, Herr Doktor, über den freu ich mich immer.“

Aus der Kaserne. Feldwebel (beim Turnen zum Einjährigen): „Mensch, Sie wollen in den Himmel kommen und kommen nicht einmal an der lumpigen Kletterstange hinauf.“

10.—; Neustift Br. S. 3.—; Oberhart N. W. 1.—; Rech M. W. 2.34; Salzburg N. N. 2.—; Thammstetten St. 1.—; Will P. P. 2.—; Wien M. S. 5.02; Winklern L. G. 4.—.

Zur Verfolgung von heiligen Messen sandten ein: Bonn Fr. S. 1.17; F. J. 4.69; Brigen Fr. M. 20.—; Kapitelruth N. N. 2.—; Lasberg N. N. 21.20; Milland N. N. 60.—; Salzburg N. N. 3.60; N. N. 8.—; Sarntheim M. G. 7.—; Sexten F. St. 6.—; Sölden S. N. 6.—; Thammstetten F. St. 3.—; Vorarlberg N. N. 9.60; Wöls N. N. 4.—; Waalen N. N. 1.—; Welsch Th. B. 5.85.

Für die Mission: Molln Ungenannt 40.—; Für P. Crazzolara: Aus Tirol N. N. 200.—; Abtei C. P. 45.—.

Für Rhartum: Waalen N. N. —80; Flossing L. W. 2.34.

Zur Taufe von Seidenkindern: Feldthurns M. S. 100.— (Elisabeth, Magdalena); 100.— (für zwei Knaben).

* * *

„O Herr, verleihe allen unsern Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Zu Zwecken der Missions-Propaganda sehr geeignet!

Die

Aufgabe der katholischen Frauen im Missionswerke.

Von einem ehemaligen afrikanischen Missionär.

Preis 10 h, 10 Pfg.

Zu beziehen in Oesterreich von der **St. Petrus Claver-Sodalität, Salzburg**, Dreifaltigkeitsgasse 12, und deren Filiale: In Deutschland: **München**, Türkenstraße 15/II.

Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

Xaverianum in Milland bei Brigen

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missionspriestern herangebildet.

Bedingungen der Aufnahme sind:

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter, energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

P. Obere des Missionshauses in Milland bei Brigen, Tirol.

Volksausgabe der gesammelten Werke P. Josef Spillmanns.

Als liebenswürdiger, fesselnder Erzähler ist P. Josef Spillmann im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt. Nur 16 Jahre hindurch, 1888 bis 1904, ist er mit neuen Gaben hervorgetreten und nur acht größere belletristische Werke hat er hinterlassen. Aber sie haben genügt, ihn unsern beliebtesten Volksschriftstellern an die Seite zu stellen. Spannende Entwicklung, malerische Schilderung, leichtfließendes, sprachliches Gewand sind so sehr die Vorzüge seiner Erzählung, daß darüber leicht übersehen wird, welch umfassende und gründliche Studien jeder einzelnen dieser Erzählungen zur Voraussetzung dienten. Spillmann liebt großen historischen Hintergrund und reiche, der geschichtlichen Wirklichkeit entnommene Staffage. Man wird daher seine Erzählungen nicht lesen, ohne vieles daraus zu lernen. Was aber vor allem bei ihm anmutet, ist der Sinn für das Leben und Denken des Volkes, das Verständnis für das Menschenherz.

In „Lucius Flavius“ (zwei Bände) umtost uns der Lärm der Zerstörung Jerusalems unter Titus, „Tapfer und Treu“ und „Um das Leben einer Königin“ (jedes in zwei Bänden) versetzen uns in die stürmischen Tage der großen französischen Revolution, „Kreuz und Chrysanthemum“ (zwei Bände) läßt uns teilnehmen an den schrecklichen und doch auch erhebenden Vorgängen der japanischen Christenverfolgung, „Die Wunderblume von Wogindon“ (zwei Bände) führt uns das Drama Maria Stuarts vor Augen, „Der schwarze Schumacher“ (ein Band) versetzt uns mitten in die Parteizwistigkeiten der schweizerischen Freistaaten im 18. Jahrhundert, in „Wolken und Sonnenschein“ (zwei Bände) ist eine Anzahl kleinerer Erzählungen mit meist historischem Hintergrund vereinigt und „Ein Opfer des Beichtgeheimnisses“ schildert das ergreifende Schicksal eines französischen Priesters, der sich lieber unschuldig wegen Mordes verurteilen läßt, als daß er das Beichtiegel bricht.

Durch Veranstaltung der wohlfeilen Volksausgabe (Freiburg und Wien, Herder — jeder Band kostet hübsch gebunden nur Kr. 2.40) ist nun diese gesunde und in jeder Beziehung empfehlenswerte geistige Kost auch den minder Bemittelten zugänglich gemacht worden. Sie sollte in keiner Familien- oder Volksbibliothek fehlen.

Eine Bitte an Musikfreunde.

Daß die Neger sehr die Musik lieben, ist bekannt. Daher ist es Pflicht des Missionärs, sich hierin beizeiten auszubilden. — In unserem Juvenat, im Kaverianum, haben wir für Musik besonders veranlagte Zöglinge; doch womit lernen? — Wir richten daher an Musikfreunde unter unsern Abonnenten die innige Bitte, uns Musikinstrumente, welcher Art sie auch sein mögen (natürlich brauchbar), für unsere Zöglinge nach Milland zusenden zu wollen. Sie üben dadurch ein Liebeswerk an den Negern und das heiligste Herz Jesu wird es sicher lohnen.

Gebrauchte Briefmarken

sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.